

Herausgeber: L. Engel.

IX. Jahrgang. | August 1902. | — No. 8. —

Der Illuminatenorden im 18. Jahrhundert.

Dargestellt unter Nachweis vieler historischer Dokumente von L. Engel.

(Fortsetzung.)

Auch ich war der Stifter einer geheimen, verfallenen, und nun öffentlich bekannt gewordenen Gesellschaft. Diese Gesellschaft, in deren Geist sich die wenigsten meiner Mitarbeiter hinein gedacht haben, welche der grössere Teil der Menschen mit Verachtung und Gleichgültigkeit betrachtet, ist von anderen bis zur Übertreibung verlästert worden. Keine Absicht ist so schändlich, welche man mir ihrem Stifter, nicht zur Last gelegt hätte. Ich habe darüber alles mögliche Ungemach erfahren. Meine Ehre, meine Ruhe, mein ganzes zeitliches Glück, sind verloren; sogar meine Sicherheit und mein Leben, sind mehr als einmal in Gefahr geraten. Ich habe so viel möglich geduldet und geschwiegen, und die Gelegenheit erwartet, wo ich diese Verleumdung von Grund aus untersuchen, und dieses Schreckenbild in seiner Blösse darstellen kann. Diese Gelegenheit ist nun vorhanden. Ich will meinen Lesern beweisen, dass ich diese Behandlung nicht verdiene. Ich will zu diesem Ende jeden in den Stand setzen, sich ganz in den Geist meiner Verbindung zu denken; ich will mit ihnen diese Verbindung errichten; ich will sie mit den kleinsten Umständen bekannt machen; ich will es sodann ihrem Urteil überlassen, welche meine Absichten bei der Erreichung dieser Verbindung mögen gewesen sein, ob meine Gegner Recht haben, mich als Heuchler und Betrüger, als einen Sittenverderber, als einen Verführer der Jugend, als einen der öffentlichen Ruhe so

gefährlichen Menschen zu lästern und zu verschreien? — Eine so offenherzige Darstellung, wird, wie ich hoffe, viele meiner Leser mit dem Gange und der Natur dieser Geschäfte, besser bekannt machen, als ganze Bücher von allgemeinen Regeln und Vorschriften. Ich will jedem, der nach mir dieses Meer noch einmal durchschiffen will, die Stellen angeben, wo er Gefahr laufen kann, gleich mir zu scheitern.

Heureux celui, qui pour devenir sage
Du mal d'autrui fait son apprentiffage.

Wie sehr wird sich nicht Herr H . . . ., ein Protestant aus H., er, der nie ein Mitglied meiner Gesellschaft war, wundern, wenn er hier liest, dass er, ohne es zu wissen, derjenige ist, welcher diesen Gedanken in mir veranlasste, dass er folglich, die entfernte Ursache, von der Entstehung dieser so verschrieenen Gesellschaft ist? Ich führe diesen Umstand an, um zu beweisen, wie sehr mancher, ohne es selbst jemals zu erfahren, durch eine Kleinigkeit, durch ein Wort zu seiner Zeit, das auf ein empfängliches Erdreich fällt, auf die übrige Welt wirken und sehr grosse Erfolge hervorbringen kann. Dies sei allen zum Trost gesagt, welche glauben, dass sie in ihrer sehr eingeschränkten Lage, ganz ohne Wirksamkeit sind. — Dieser Mann kam gegen das Ende des Jahres 1774 nach Ingolstadt. Vor seiner Ankunft habe ich nie etwas von dem Dasein geheimer Verbindungen gewusst, ob ich gleich nicht leugne, dass sich durch das anhaltende Lesen der römischen und griechischen Geschichtsschreiber, mein Geist vorher gestimmt hatte, dass ich sehr frühzeitig, einen unwiderstehlichen Hass gegen alle Niederträchtigkeit und Unterdrückung gefühlt, und sehr früh geahndet habe, wie schwach der Mensch ausser der Vereinigung sei, wie sehr er sich im Gegenteil durch die Vereinigung mit anderen stärken könne.

Nach der sehr richtigen Bemerkung: Urit mature, quod vult urtica manere, habe ich zu diesem Ende schon in meinen Studienjahren, einige Versuche gemacht, um das Band unter Menschen zu verstärken, und ihre Kräfte aus der Zerstreuung zu sammeln. Wenn nun jemand die dazumal von mir entworfenen lächerlichen und erbärmlichen Statuten späterhin gefunden, und in der Absicht zum öffentlichen Druck befördert hätte, um mich zu beschämen, und dem öffentlichen Gelächter preiszugeben, um daraus gegen mich, gegen meine gegenwärtige Denkungsart zu beweisen, was würde er bewiesen haben? — Nichts weiter, als dass ich in diesen Zeiten, in den Jahren 1765 und 1766 gedacht habe, wie ein unerfahrener Jüngling von 18 Jahren, der mehr guten Willen, als nötige Kenntnisse und Erfahrungen hat, sich zu einem Geschäfte anschickt, welches er nicht versteht, dem er auf keine Art gewachsen ist. Würde

er aber auch bewiesen haben, dass ich noch ebenso denke, dass ich seit dem Verlaufe von 26 langen Jahren, um gar nichts besser und klüger geworden? — und doch ist dies gerade der Schluss, welchen die meisten Leser der Originalschriften, auf eine sehr inconsequente Art gefolgert haben!

Auf diese Art war mein Geist vorbereitet und gestimmt, als Herr H . . . . im Jahre 1774 nach Ingolstadt kam. Er hat mich während seines Aufenthalts einige Monate hindurch täglich besucht; es versteht sich von selbst, dass die Unterredung in einem so langen Zeitraume, auf verschiedene Gegenstände fällt. Er kam soeben von protestantischen Universitäten. Eine Nachfrage nach der Verfassung und Einrichtung derselben, ist für einen öffentlichen Lehrer, wie ich schon damals war, sehr natürlich; es ist nicht minder natürlich, dass auch bei dieser Gelegenheit, der dort üblichen Studentenorden gedacht wurde. Von diesen ist der Übergang zu geheimen Verbindungen zur Freimaurerei etc. etc. sehr erleichtert. Ich fiel um so eher auf diesen Gegenstand, weil ich zuweilen, den Compass der Weisen, Blumenöck und anderer hierher einschlagende Schriften, in seinen Händen gewahr wurde. Diese Entdeckung verursachte, dass sehr viel über Freimaurerei gesprochen wurde. Herr H. gestand mir, dass er Freimaurer sei. Er liess dies hin und wieder vermuthen, durch Reden, welche den Anschein hatten, als ob sie ihm wieder Willen entwischt wären. Wer den Menschen kennt, muss wissen, welche Macht, solche dem Anschein nach absichtslose Äusserungen, auf eine Seele haben, in welcher schon der Keim geworfen ist, welcher auf Entwicklung wartet. Ich fing an über diesen Gegenstand ernsthafter zu denken, seine Äusserungen und Reden zu vergleichen, in ein Ganzes zu ordnen, und die übrig gelassenen Lücken, durch meine Einbildungskraft zu ergänzen. Besonders fiel mir der Unterschied zwischen ächten und falschen □□,*) und vor allen anderen die Bemerkung auf, wie leicht man hier hintergangen werden könne, wie schwer es halte, ächte und wahre □□ zu finden. Von diesen ächten □□ habe ich von dieser Zeit an Wunder geträumt. Auf diesem Weg entstand, noch ehe ich ein wirkliches Mitglied einer geheimen Verbindung war in meiner Phantasie ein Ideal einer solchen Verbindung, welches mich ganz dahin riss, das sehnlichste Verlangen nach dem Beitritte erweckte, und späterhin die Grundlage wurde von dem, was ich zur Wirklichkeit gebracht habe. Meine Erwartungen und Begriffe, von der Einrichtung, Zusammenhang, Klugheit, Behutsamkeit in der Auswahl der Mitglieder, von der strengen und unaufhörlichen Prüfung derselben, gränzten an das Übertriebene, und glichen einem wahren Roman. Mit dem allen

---

*) Logen.

dachte ich zu dieser Zeit an nichts weniger als selbst zu bauen. Ich fand es gleich so vielen anderen bequemer, sich an eine schon gedeckte Tafel zu setzen, als den Tisch selbst zu bereiten. Mein Entschluss in die Gesellschaft zu treten, es koste was es wolle, war von nun an gefasst. Da mich indessen mein Führer, ohne alle nähere Anweisung verlassen hatte, so schrieb ich zu diesem Ende in alle Welt, wo ich Freimaurer vermuten konnte, nach E . . g . . . und vorzüglich nach Nürnberg. Von diesem letzteren Orte erhielt ich zu meiner ausserordentlichen Freude die Nachricht, dass meine Aufnahme gar nicht verweigert werde. — Was wäre aus solchen Menschen zu machen, wenn geheime Verbindungen die Kunst verstünden, einen solchen Eifer, der so leicht angefacht werden kann, dauerhaft zu unterhalten, statt dass sie diese wohltätige und zweckmässige Täuschung durch ihr späteres Betragen, so frühzeitig zerstreut. Ich habe erfahren, wie viel an der Vorbereitung liegt; was sich auf diesem Wege aus Menschen machen liesse, und wie sehr man der besten Sache schadet, wenn man Erwartungen erweckt, welche man in der Folge nicht befriedigen kann, wie sehr eine solche unerwartete Dissonanz, alles verstimmt. Mein Himmel hing so voller Geigen, dass ich noch zur Stunde über mich lachen muss. Von dieser Stunde an, sah ich alles in einem anderen Lichte, alles in Beziehung auf meinen Zweck. Ich wusste damals nicht, ob und wer in Baiern zu dieser Gesellschaft gehöre; doch vermutete ich, es möchten deren selbst in Ingolstadt sein. Nach den Begriffen, welche ich mir von dieser Gesellschaft gemacht hatte, schienen mir alle ernsthafte, und zurückgezogene Menschen, Mitglieder dieser Verbindung zu sein; ich glaubte von neuem unter der strengsten Beobachtung vieler mir unbekannter Menschen zu stehen; ich suchte meine Pflichten zu diesem Ende auf das strengste zu erfüllen, weil ich nichts gewisser glaubte, als dass keine meiner Handlungen unbemerkt bliebe. Ganz eigene Vorfälle, welche sich zufälliger Weise, auf eine sonderbare Art fügten, trugen dazu bei, mich in dieser Meinung zu bestärken. Ich würde an der Veredlung meines Characters ganz unendlich gewonnen haben, wenn sich diese Täuschung länger, und ich wollte, dass sie sich bis diese Stunde erhalten hätte! — Um den vollen Gang der Sache einzusehen, muss ich, ehe ich hier weiter gehe, meine Leser mit anderen vorbereitenden und begleitenden Umständen bekannt machen. Gegen das Ende des Jahres 1773, gleich nach Aufhebung des Jesuitenordens, erhielt ich auf der Universität zu Ingolstadt den Lehrstuhl des geistlichen Rechts, welchem die Jesuiten seit 90 Jahren ununterbrochen vorgestanden hatten. Von dieser Zeit an wurde ich der Gegenstand ihres Hasses und ihrer Verfolgung. Schon im Jahre 1774, im Monat Januar, entdeckte ich während meiner damaligen Anwesenheit in

München, einen schändlichen*) jesuitischen Komplot und Verleumdung, welche die Jesuiten, auf Anstiften meines Vorfahrers bei Hofe in der Erwartung, dass ich schon abgereist wäre, in der Absicht angebracht hatten um mich von einem, ihrem Systeme so wesentlichen Lehrstuhl zu entfernen. Zum Glück war ich noch anwesend und vernichtete durch meine Gegenwart und mündliche Rechtfertigung die ganze Kabale. Von dieser Zeit an, wurden die Jesuiten mir und ich ihnen auf das äusserste gehässig. Ich war 13 ganze Jahre hindurch ihren Intriguen und Verleumdungen unaufhörlich ausgesetzt. Meine Leser können sich, aus dieser angeführten Thatsache vorstellen, dass ich einen Rückanhalt und Unterstützung notwendig hatte, dass ich diese natürlicher Weise, in einer so ausgebreiteten, und nach meinen Begriffen so eng verbundenen Gesellschaft zu finden hoffte; dass mir folglich durch diese Erwartung, geheime Verbindungen, als der Zufluchtsort, der gedrückten Unschuld, in einem sehr anziehenden Lichte erscheinen müssten. Dies ist noch nicht genug.

Im Jahre 1775 ging in meinem Geiste, und in meiner ganzen Denkungsart, eine sehr wichtige Veränderung vor. Ich hatte vorher der speculativen Philosophie mit Leib und Seele angehangen, und mich in metaphysischen Betrachtungen und Grübeleien so sehr verloren, dass ich mich beinahe ausschliessender Weise, mit der Metaphysik beschäftigt hatte. Zu meinem grossen Glück, ward ich, um diese Zeit, wieder meinen Willen, aus diesem Taumel gerissen, und aus der übersinnlichen Welt, wieder auf die Erde unter Menschen versetzt, deren nähere Kenntnis, durch meine neu erhaltene Stelle, mir zur Pflicht und Notwendigkeit gemacht wurde. Ich erhielt den Auftrag, nebst den Vorlesungen über das Kirchenrecht, über das so beliebte Federische Lehrbuch der praktischen Philosophie zu lesen. Von dieser Zeit fängt sich mein Studium des Menschen, und meine practische Denkungsart an, und ich halte es für Pflicht, dem würdigen von mir so sehr verehrten Verfasser dieses Lehrbuches, dem Herrn Hofrat Feder in Göttingen, für die mir erweckten Ideen den gebührenden Dank öffentlich zu entrichten; seine Bescheidenheit wird vielleicht nicht vermuten, dass sein Lehrbuch solche Wirkungen hervorgebracht hat.

Ich bitte nun meine Leser, diese drei von mir soeben angeführten Umstände wohl zu bedenken und zu überlegen, welche Geistesstimmung daraus entstehen müsse? Ob sie hier schon eine Anlage bemerken, durch welche solche schändliche und verabscheuungswürdige Entwürfe möglich werden, als man mir zur Last gelegt hat, und noch zur Stunde zur Last legt?

---

*) An der alten Ausdrucksweise und Interpunktion ist absichtlich nichts geändert.

Ich bitte sie aber auch das, was noch folgen wird, noch weiter zu erwägen. Bis hierher erscheint noch nichts von einem Entschlusse eine eigene Gesellschaft zu errichten; es ist bloss die Neigung entstanden, einer schon vorhandenen beizutreten. Ich bin, so weit meine Erzählung reicht, mit geheimen Verbindungen bekannt geworden; ich habe mir nach meiner Art ein Ideal entworfen; meine Umstände machen in mir ein sehr mächtiges Bedürfnis, das Bedürfnis nach Unterstützung, die Begierde sich gegen unverdienten Druck zu versichern, rege. Diese Unterstützung und Versicherung hoffe ich zu erhalten, indem ich mich mit anderen verbinde. Der Gedanke, dass geheime Verbindungen zu diesem Ende ein sehr wirksames Mittel sind, fängt an, in mir aufzukeimen, und mir diese Verbindungen um so werter zu machen; auch mein Geist ist indessen, mit den dazu nötigen Kenntnissen, mit dem Studium des menschlichen Herzens in etwas bekannter geworden. Es ist auf diese Art viel, aber noch lange nicht alles geschehen.

Meine Aufnahme war also, wie wir gehört haben, beschlossen, und der Eifer einzutreten, war nicht minder gross. Dieser wurde durch die geforderten Receptionsgebühren, schon in etwas herabgestimmt; diese waren über mein damaliges Vermögen; zu diesem sollte ich noch eine Reise nach Nürnberg, samt den Unkosten des dortigen Aufenthalts bestreiten. Ich äusserte meine gerechten Bedenklichkeiten; es wurde mir zu diesem Ende der Vorschlag gethan, mich in München aufnehmen zu lassen, wo man mich versicherte, dass eine □ von demselben System wäre. Diese Entdeckung war mir um so lieber, als ich auf diese Art, bei einer gelegentlichen Geschäftsreise nach München, unnötige Reisekosten ersparen, und mit verschiedenen mir wichtigen Personen in meinem Vaterlande in Verbindung kommen, und durch solche besser unterstützt werden konnte. Ich schrieb also nach München. Auch von dieser Seite erhielt ich die Zusicherung meiner Aufnahme; nur stiess sich die Sache auch hier an dem ersten Hindernisse, an den Gebühren der Aufnahme. Diese wurde dadurch bis in das Jahr 1777 verzögert. Während dieser Zeit, suchte ich aller Bücher über die Freimaurerei habhaft zu werden. Wie erstaunte ich, als ich darunter einige fand, in welchen alle Grade abgedruckt waren! Ich wollte anfänglich nicht glauben, dass sie ächt wären; aber Personen, welche mit dieser Sache näher bekannt waren, mit welchen ich in der Zwischenzeit bekannt wurde, versicherten mich, dass ich nicht glauben sollte, dass alles ganz leer wäre. Von dieser Zeit wurde meine übergrosse Achtung für die Freimaurerei, vielleicht aus der Ursache, weil sie übergross war, so sehr herabgestimmt, dass ich die übergrossen Receptionsgebühren, zum Vorwand brauchte, um die wiederholten Anträge, zur Beschleunigung meiner Aufnahme,

auf eine Art von mir zu weisen, welche nicht beleidigen sollte. Diese Bedenklichkeit war gerecht, weil Personen aus den ersten Familien meines Vaterlandes, Mitglieder dieser Verbindung waren. Darunter waren Männer, welche mir zu werth und notwendig waren, als dass ich sie durch eine hartnäckige grundlose Verweigerung meines Beitritts, hätte beleidigen wollen.

Meine grosse Achtung für die Freimaurerei, war also von nun an, aus den eben angeführten Gründen gefallen. Indessen hatte der Gedanke, von den Vorteilen einer solchen Gesellschaft, von dem, was sich nach meiner eigenen Erfahrung, auf diesem Wege aus Menschen machen liesse, in meiner Seele zu tief Wurzel gefasst, als dass ich ihn schlechterdings hätte unterdrücken können. Die Grade der Freimaurerei sind sogar öffentlich gedruckt; was kann eine geheime Gesellschaft wirken, welche so wenig Geheimnis hat, dass ihre ganze innere Verfassung der übrigen Welt bekannt ist? Diese Grade selbst stimmen mit dem Ideal, welches ich mir von geheimen Verbindungen entworfen hatte, gar nicht überein; wie wäre es also, dachte ich bei mir selbst, wenn du selbst Hände an ein neues Werk legen wolltest? Es war freilich ein übereilter, tollkühner, wo nicht rasender Gedanke, ohne Ruf und Ansehen, ohne Welt- und Menschenkenntnis, ohne auswärtige Conexionen und Bekanntschaften, ohne Unterstützung, ohne alle hinlängliche Erfahrung, an einem solchen Ort wie Ingolstadt war, mit bloss studierenden Inländern, den Grund zu einer solchen Verbindung, durch mich allein zu legen. Dazu gehört viel Vertrauen auf sich selbst, ein hohes Gefühl seiner Kraft, ein Mut, welcher sich über alle Schwierigkeiten hinwegsetzt, oder was bei mir der Fall war, ein hoher Grad von Unerfahrenheit und Blindheit, welche wenig oder gar keine Schwierigkeiten vorhersieht. Zwei Umstände gaben vollends den Ausschlag, und bestimmten mich wirklich den ersten Grundstein zu legen.

Zu eben dieser Zeit hatte ein Officier des Baron Hennebergischen Infanterieregiments mit Namen Ecker, in Burghausen, eine □ errichtet. Diese □ *) arbeitete auf Alchemie, und fing an sich gewaltig zu verbreiten. Ich selbst wurde durch ein Mitglied dieser □, den damals in Ingolstadt studierenden Baron von Er . . auf das dringendste zum Beitritt aufgefordert. Dies ging so weit, dass ein eigener Deputierter dieser □ nach Ingolstadt kam, um dort zu werben, und die Fähigsten unter den Studierenden auszuheben. Seine Auswahl fiel zum Unglück gerade auf diejenigen, auf welche ich mein Auge geworfen hatte, sobald ich mein Werk anfangen würde. Der Gedanke so hoffnungsvolle Jünglinge auf diese Art verloren

*) Jedenfalls eine Loge der Rosenkreuzer, mit denen Weishaupt stets in Fehde gelegen hat.

zu haben, sie überdies mit der verderblichsten Seuche, mit dem Hang zur Goldmacherei und ähnlichen Thorheiten angesteckt zu sehen, war für mich quälend und unerträglich. Ich ging darüber mit einem jungen Mann, auf welchen ich das meiste Vertrauen gesetzt hatte, zu Rate. Dieser ermunterte mich, meinen Einfluss auf junge Studirende zu benutzen, und diesem Unwesen durch ein wirksames Mittel, durch die Einrichtung einer eigenen Gesellschaft, so viel möglich zu steuern. Zu diesem Ende entbot er mir alle seine Kräfte und Dienste. Die letzte Impulsion, durch welche mein Vorhaben zur That wurde, erhielt ich auf folgende Art.

Unter den vielen Büchern, welche ich lesen musste, um meinem Lehrstuhl der praktischen Philosophie gehörig vorzustehen, fiel ich auch auf Abts vortreffliche Schrift, vom Verdienst. Nicht leicht hat ein Buch so sehr auf meinen Charakter und Willen gewirkt. Bei Durchlesung dieser Schrift fiel ich auf eine Stelle, welche eine Seele, in welcher, so wie in der meinigen, so viele brennbare Materialien lagen, in volle Flammen setzen und begeistern muss. Ich will diese mir unvergessliche Stelle ganz hierher setzen, weil meine Leser finden werden, dass sie den ganzen Geist des Illuminatenordens enthält, weil sie aus solcher, meine Geistesstimmung zur Zeit, als ich meine Gesellschaft errichtete, die Absichten mit welchen ich umging, unleugbar erkennen werden. Diese Stelle ist folgende*):

»Vieler, sehr vieler Menschen zeitliche und ewige Wohlfahrt befördern; ihr Leben und Wandel durch Vorschriften so einrichten, dass sie immer glückseliger, immer vollkommener werden; die Veranstaltung treffen, dass ihnen dergleichen Regeln ebenso geläufig als beliebt seien; solche Lagen aussinnen, dadurch sie sich alle, aller Widerspenstigkeit ungeachtet, zu einem gemeinschaftlichen Guten müssen hinführen lassen; dazu denn alle Verwickelungen, die meisten möglichen Fälle mit Treffen und Ausnahmen überdenken, sich an die Arbeit machen, wenn noch niemand sie nur als möglich ansieht; Jahre lang arbeiten, manchmal ohne Frucht, sich trösten, aufrichten, selbst anspornen müssen; keine Widerwärtigkeiten, keine Gefahr achten; keine innere Abneigung oder Lauligkeit überhand nehmen lassen; und dies alles blos darum, weil es zu Nutzen und Frommen der herzlich geliebten Nebenmenschen gehört, ihrer, die nach einerlei Bilde mit uns geschaffen sind; O! Wo ist der Mensch, der dies thut? Wenn er nicht mehr ist, wo ist seine Bildsäule? Wo ist sein marmornes Bruchstück? Sagt mirs, dass ich hingehe, den kalten Stein in die Arme

*) Sie steht im 3. Hauptstück »Vom Masse des Verdienstes«.

schliesse und des Urbilds eingedenk mit heissen Thränen der Dankbarkeit das Bild benetze.« —

Nun frage ich, ist diese Stelle, welche ich in der Folge, so oft mir der Mut sinken wollte, noch öfterer las, nicht erhaben und fähig Begeisterung zu erwerben? Wer, wenn er den Sinn dieser Stelle, gleich mir, lebhaft empfindet, muss nicht den Wunsch äussern, dass er im Stande sein möchte, diesen hohen Grad von Verdienst zu erwecken? Dieses grösste hier aufgestellte Ideal, so viel an ihm liegt, zur Wirklichkeit zu bringen; ich frage, ist es gefährlich oder schändlich diesen Wunsch zu äussern, zu diesem Ende seine Kräfte anzustrengen? Ist es besser dabei kalt, gleichgültig, unthätig zu bleiben? Ist es möglich, wenn man diesen höchsten Grad von Verdienst kennt und dafür entbrennt, für niedere und schändliche Absichten thätig zu werden, die Sitten zu verderben, die Jugend zu verführen, die öffentliche Ruhe zu stören und Unterthanen gegen ihre Fürsten zu waffnen und zu empören? Ist der Mann dessen Ehrgeiz für diese Art von Verdienst entflammt wird, der dazu nach seinen Kräften und Einsichten Anschläge und Entwürfe macht, ein Heuchler und Betrüger? Kann man leugnen, dass alle Grade und Einrichtungen, welche von dem Illuminatenorden bekannt geworden sind, dass selbst meine Briefe, welche so sehr gegen mich beweisen sollen, dahin abzwecken, um diese Idee zu realisiren? Kann der Ehrgeiz eines Menschen eine wohlthätigere und gemeinnützigere Richtung erhalten? —

Meine Leser mögen hierüber denken was ihnen gefällt, sie mögen bei einer solchen Stelle viel oder wenig empfinden, bei mir wenigstens ist der Fall ganz verschieden. Ich lese nie, ohne die Anwendung zu machen, ohne dass in meiner Seele entsprechende lebhafte Begierden und Entschlüsse entstehen. Genug! von dieser Stunde an, als ich diese Stelle las, war mein Entschluss gefasst. Ich machte mich sogleich an die Arbeit und entwarf die allgemeinen Statuten, welchen ich, wie ich mich noch sehr wohl erinnere, ehe ich auf den Namen Illuminaten fiel, den Namen, Statuten der Perfectibilisten*) gab. Diesen Namen habe ich blos aus der Ursache verändert, weil das Wort zu sonderbar klingt. Indessen zeigt doch dieser Name, welche Absicht ich bei der Gründung meiner Gesellschaft hatte. Diese nahm mit dem 1. Mai des 1776 Jahres ihren Anfang. An diesem Tage wurden die ersten Mitglieder und zwar gerade diejenigen aufgenommen, welche ich durch diese Anstalt retten und ihrem bevorstehenden Verderben entreissen wollte. Welcher Maas-

---

*) Perfectibilismus = die Vervollkommlichkeitslehre, der Glaube an eine fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechtes; Perfectibilisten, Anhänger dieser Lehre.

regeln und aus welchen Gründen ich mich derselben bedient habe, soll an seinem Orte, in dem folgenden Teile dieser Schrift, mit eben dieser Genauigkeit und Offenherzigkeit bewiesen werden, mit welcher ich hier die Absichten bei der Entstehung meiner Gesellschaft ohne Schmuck und Zurückhaltung dargelegt habe.

Hier hätte ich also der Neugierde meiner Leser, so viel ich thun könnte, Genüge geleistet. Das schreckliche Geheimnis von der Entstehung dieser so gefürchteten und verabscheuten Gesellschaft wäre entdeckt und der Heuchler entlarvt. Diese und keine andere waren meine Absichten; diese waren die Umstände, welche meinen Geist vorbereitet und zu einem, meiner Ruhe so nachteiligen Unternehmen gestimmt haben. Ich weiss nicht, ob es mir gelungen ist, meine Leser von der Unschuld und Reinigkeit meiner Absichten zu überzeugen, denn dieser Beweis ist schwer und am schwersten, wenn er gegen leidenschaftliche Leser geführt werden soll. Ich selbst würde mehr bewiesen, die Sache glaubbarer gemacht haben, wenn ich nicht genötigt wäre, blos im allgemeinen zu sprechen, um die Namen so vieler Menschen zu verschweigen, welche an diesem ganzen Vorgang Anteil und Wissenschaft haben. Aber wenn anders in Baiern noch ein Mann von Ehre und Wahrheitsliebe ist, der mich und meine ehemalige Lebensart gekannt hat, der von manchem dieser Auftritte Teilnehmer und Augenzeuge war, so fordere ich ihn hiermit öffentlich auf, mich, wenn er kann, einer einzigen Unwahrheit zu überführen. Alle diese von mir angegebenen Umstände lassen sich durch eine obrigkeitliche Aufforderung und Nachfrage auf das genaueste darthun. Ich selbst bin bereit zu diesem Ende, alle Mittel an die Hand zu geben und manche Umstände mit unleugbaren Urkunden zu belegen. Alle, welche mich gekannt haben, können mir bezeugen, dass ich einsam, ohne etwas zu suchen, für mich allein, fern von allen Ergötzungen und Zerstreuungen gelebt, dass ich mich so wenig nach Macht bestrebt habe, dass ich vielmehr alle Mittel und Wege versäumt habe, um reich oder mächtig zu werden. Ich habe es niemals, mit der siegenden Partei gehalten, ich habe mich niemals an die Mächtigen gedrängt, um mein äusserliches Glück und meinen Einfluss zu vermehren; ich habe die Heuchelei, Zeit meines Lebens, von ganzer Seele verabscheuet, sie ist ganz gegen meine übrige Denkungsart und Character. Als im Jahre 1785 in Regensburg mein seeliger Freund Lanz, an meiner Seite vom Blitz erschlagen wurde, welche Gelegenheit hätte ich gehabt, den reumütigen und bussfertigen Heuchler zu machen und auf diese Art das Zutrauen meiner Verfolger zu erwerben? Jeder, selbst meine Feinde, würden unter diesen Umständen geglaubt haben, dass es mir ernst sei. Wer kann sagen, dass ich, um

mich zu erhalten, meine Zuflucht zu einem so schändlichen Mittel genommen, dass ich geheuchelt habe? Tausend andere würden es zuverlässig gethan haben, ich habe es nicht gethan; ich bin mir wie vordem gleich und unverändert geblieben, unter allen harten Prüfungen und Aufforderungen, welche ich erfahren habe.

Diese Umstände und Gründe zusammengenommen, wage ich es, diesen Teil meiner Arbeit mit einer Frage an meine Leser zu beschliessen. Ich frage: ist es wahrscheinlich oder möglich, dass ein junger unerfahrener Mensch von 28 Jahren, auf einer Universität in seiner Vaterstadt geboren und erzogen, ein Mensch von einem ausserdem stillen und unbescholtenen Lebenswandel, der, wenn er auch gewollt hätte, in seiner Vaterstadt nie die Gelegenheit gehabt hätte, an dem Verderben der Welt Teil zu nehmen, — ist es möglich, sage ich, dass ein solcher Mensch auf einmal, durch den widernatürlichsten Sprung, zum abgefeimtesten Bösewicht werde? Ist es möglich, dass ein blosser Schulmann, ein öffentlicher Lehrer und was am meisten auffallen muss, ein Lehrer der praktischen Weltweisheit, der Sitten und Tugendlehre, welcher über das Federische Lehrbuch öffentliche Lesestunden, mit ausgezeichnetem Beifall liest, welcher dadurch genötigt wird, mehr als jeder anderer, über die Lehre von den menschlichen Neigungen, von den Triebfedern unserer Handlungen, von der Glückseligkeit, von dem Werte der Güter, von der Tugend, von den Hindernissen und Beförderungsmitteln derselben, — zu der Zeit, wo er über diese Gegenstände am meisten denken muss, wo er die besten, dazu dienliche Schriftsteller unaufhörlich liest, wo diese Gedanken, durch die Wiederholung, seiner Seele zum Bedürfnis werden; — ist es möglich oder wahrscheinlich, frage ich, dass eben dieser Lehrer, in eben dieser Zeit, den Grund zu einer Anstalt legt, welche, nach der Beschreibung meiner Gegner, an Schändlichkeit keine ihres Gleichen hat? — O Menschenkenntnis, was soll aus dir werden, wenn dem so ist? Was muss geschehen, um tugendhaft zu werden, wenn ein solcher Weg zu einem so hohen Grade von Laster und Gottlosigkeit führt?

Nachdem wir nun Weishaupt selbst gehört haben, können wir in unseren Untersuchungen fortfahren.

(Fortsetzung folgt.)



Biographia Antiqua.

Von F. W. Krippner.

Philo.

Gottheit.

(Schluss.)

Gottheit und Menschheit haben einen doppelten Logos. Jener ist bei den Urideen, aus denen die Idealwelt entspringt, dieser bei den Nachbildern jener Ideen, bei den sichtbaren Dingen.

Der im Menschen ist entweder das vom Verstande erzeugte (eingeprägte) Denken, der seinen Sitz in der vernünftigen Seele hat, oder das herausgebrachte, sich äussernde, durch Worte ausgedrückte Denken, dessen Sitz die Sprachwerkzeuge sind und der in dem ersteren seine Quelle erkennt.

Wie ein Baumeister zuerst in sich die Teile der werdenden Stadt entwirft, so überlegte die Gottheit zuerst verschiedene Modelle oder Vorbilder der Welt, aus denen sie nach Konstruierung der Idealwelt die sinnliche vollendete, indem sie jenes Urbild brauchte. Das Muster der Sinnenwelt ist die Idealwelt. Der Logos ward zum Ebenbilde der Gottheit. So ist die Idealwelt oder der Logos das erste Produkt der göttlichen Thätigkeit.

Die Gottheit ist die Urquelle aller Weisheit für die Menschen.

Bei den Menschen wie bei Gott giebt man der Weisheit nach den verschiedenen Gegenständen, auf die sie sich richten, auch verschiedene Namen. Die Gottheit hat eine schöpferische Kraft und Herrscherkraft, vorhersehende und gesetzgebende.

Der göttliche Logos ist Werkzeug bei der Weltschöpfung und Weltregierung, zugleich Lehrer der Menschen.

Die Gottheit bildete am ersten Schöpfungstage in ihrem Verstande die Muster von allen Arten von Gegenständen, die sie schaffen wollte. (Ideenbildung). Gott drückte dann die Ideen wie Siegel in die Materie unbeschadet ihrer ewigen Natur. (Ewig ursprüngliche Eindrücke!)

Was seinen Natursinn betrifft, so urteilte er, dass die Menschen das wirklich Wunderbare nicht achten, weil es gewöhnlich sei, falle aber etwas Ungewöhnliches vor, so staune man es aus Liebe zum Neuen an, wenn es gleich unbedeutend sei.

Der durch die Griechen Gebildete war doch noch Jude genug geblieben, um den Nationalstolz bis zur Intoleranz gegen andere Völker zu zeigen. Die Gottheit wählte sich unter dem ganzen Menschengeschlechte nur einige wahrhaft gute Menschen, nämlich die israelitische Nation, aus. Diese wird sich

einst wieder in Palästina sammeln. Doch schloss sich daran die Ahnung einer ganz reinen Menschheit, wenigstens unter den Juden. Wenn einst Überfluss aller Art herrschen wird, werden die Frommen sich allein in der Musse den Betrachtungen weihen und die Gottheit sie von allen Affekten und Leidenschaften befreien können.

Geister.

Auch die Luft bewohnen Geister, unsichtbare, unsterbliche Wesen, den Sternen an Zahl gleich. Einige sind höchst rein und gut, der grössten und göttlichsten Gedanken voll, nahe bei der Gottheit.

Dämonen und Heroen, von den Griechen in der Schrift bald Engel, bald Logoi genannt. Diese sehnen sich nie nach Verbindung mit Körpern. Sie sind der Gottheit unterwürfige Mächte, die Schöpfer des Menschenkörpers und der unvernünftigen Seele, weil beide ihrer Natur nach böse sind, die Bestrafer der Menschen.

Doch nahm er keine bösen Engel an, sondern böse Menschen, welche den Lüsten der Sinne anhingen, in denen Gottes Geist nicht wohnen könne. Geister, die in der niederen Luft der Erde am nächsten sind und eben die Körper vor allen lieben, steigen zu diesen hinab, indes andere sich aufwärts erheben.

Moralische Postulate.

Die Seele muss den Körper fliehen, welcher die Tugend hindert, muss die Begierden und die ausgestossenen Worte meiden, vielmehr der Gottheit möglichst sich verähnlichen. Doch ist jene Absonderung nicht der Substanz nach gemeint, da kann die Seele im Körper bleiben, sondern nur ihrer Wirksamkeit nach, wonach sie, wenn sie z. B. die Gestirne betrachtet, bei diesen ist.

Einzelne psychologische Winke.

Ich bewundere, sagt Philo, die Aufrichtigkeit der Seele, die bei ihren Räsonnements bekennt, dass sie sich nicht auf Scheingüter richten möge, und die dennoch — sie einzeln ehrt, wenn sie auch gleich sich selbst ihnen vorsetzt. So lange wir Reichtümer entbehren, reden wir erhaben als Freunde der Genügsamkeit, welche ein harmonisch würdiges Leben bereiten. Doch sobald eine Hoffnung lächelt, können wir nicht widerstehen und, verraten von den lieben Empfindungen, lassen wir allen Kampf der Seele fahren und gehen nun ganz offen zur Gegenpartei über.

Sitz der inneren Veränderungen.

In dem Menschen, der kleinen Welt (Mikrokosmos), pflanzte der Schöpfer die einzelnen Empfindungen (Sensus).

Eine jede von ihnen setzte er wie eine zarte und nützliche Pflanze in den Körper, das Gehör ins Ohr, das Gesicht in die Augen, den Geruch in die Nase und die übrigen Empfindungen in ihre eigenen und angeborenen Sitze.

Auch andere in den Gliedern des Körpers wohnende Sensitivitäten liess er edle Sprösslinge sein. Die besseren und vollkommneren sind tiefer in dem herrschenden Teile des Menschen, welcher mehr in der Mitte ist und Frucht bringen kann. Diese sind: cogitatio, perceptio, conjectura (eigentlich Wortkraft), meditatio, memoria, habitus, dispositio (Stimmung, Neigung), verschiedene Arten von Künsten, scientiae confirmatae (Festigkeit des Wissens), sowie das unauslöschliche Auffassen der Grundsätze jeder Tugend.

Den Menschen bildete die Gottheit als die einzige himmelanstrebende Pflanze, dem Menschen gab sie den Blick aufwärts, damit er himmlische und unvergängliche Speisen suche. Den unempfindlichsten Teil, die Füsse, heftete sie daher an die Erde, die Sinne aber als Trabanten des Geistes und den νοῦς (Seele) selbst liess sie am weitesten von der Erde wohnen und knüpfte ihn an die himmlischen Kreise.

Des Menschen Blick soll den Himmel anschauen, da er keine irdische, sondern eine himmlische Pflanze nach einer alten Sage ist. Andere lassen unseren νοῦς einen Teil der ätherischen Natur sein, doch nach Mose ist die Form der vernünftigen Seele nur ein Bild des Göttlichen und Unsichtbaren, bezeichnet mit dem Siegel Gottes, dessen Abdruck der ewige Verstand ist.

Beobachtungen über den Menschen aus Philos Schrift de legatione ad Cajum.

Der menschliche νοῦς ist geblendet in Hinsicht auf die Erkenntnis des wirklich Nützlichen, indem er sich mehr der Wahrscheinlichkeit als der Einsicht bedienen kann. — Allein die Begierde ist etwas Blindes, vorzüglich wenn sich mit Ehrgeiz und Eifersucht grosse Macht verbindet.

Tiberius war stark im Durchschauen geheimer Pläne. Er erkannte sehr wohl die Ungeschicktheit des Cajus zur Regierung, so auch andere Charakterzüge desselben, seinen Trotz, seine versteckte Lust, seinen kecken, anmassenden Stolz, seine fixe Idee, er sei Gott, und andere sind sehr richtig bemerkt. — Dieselben Bemerkungen machte Philo auch über den, trotz seiner Tollheit so verschmitzten Cajus.

Der Neid nahm nie die ganze Erde ein, sondern verbirgt sich wie ein kriechendes, giftspeiendes Tier an verborgenen Orten, nimmt nur einen Menschen, eine Familie, höchstens eine Stadt ein (lässt Philo durch Makron sagen).

Er lässt den Cajus eine erbliche Anlage der Regenten behaupten.

Reizbare und grosse Naturen verstehen sich auf wahrscheinliche Darstellungen, sind erfinderisch.

Das Volk oder der Pöbel ist unstät in allem, in Anschlägen, Worten und Thaten. Dahin gehört seine Charakteristik der Alexandriner, als Meister in den Verstellungs- und Schmeichlerkünsten.

Der Mensch im Unglück ist reich an Worten, daher schütteten wir aus, was Überlegung an die Hand gab.

Alle Menschen halten auf die ihnen eigenen Gewohnheiten, vor allem aber die Juden, welche von früher Jugend an die Gesetze für göttliche Aussprüche halten.

Das Überraschende und Grosse, wenn es vereint zusammentritt, schwächt die Überlegungskraft.

Gemeinhin ist der Verstand der Weiber schwach, welche nichts Vernünftiges ausser dem fassen können, als was in die Sinne fällt. Doch die Julia Livia stand über ihrem Geschlecht u. s. w. Durch Genie und Übung war sie zu einem männlichen Verstande gekommen. Sie hielt den weiblichen Verstand für den Schatten des männlichen.

Uns allen hängen noch weibliche Gewohnheiten an.

Seltsam lässt Philo den selbst verschlossenen Kaiser Caligula das Urteil fällen: Es ist ein Merkmal eines freien und edlen Gemütes, nichts von dem, was man denke, zurückzuhalten oder zu verbergen.

Resultate aus Philo.

Wir erblicken zunächst eine psychologisch merkwürdige Individualität in Philo selbst. Ein Enthusiast mit platonischer Phantasie und manchen dunkeln Begriffen einer Phantasie, welche mit Bildern eben sowohl, als mit der Doppelsinnigkeit der Sprache ringt, vieles personifiziert und Kräfte Gottes zu weiblichen und männlichen Wesen, zum Sohne Gottes den Logos umbildet u. s. w.

Mit einer feinen philosophischen Bildung ist in ihm dennoch auch der Zartsinn verbunden, welcher dem grossen Haufen die höheren Ansichten nicht gern preisgeben möchte.

Mit Kenntnis und Schätzung der griechischen Weisheit dennoch auch Vorliebe für Mose und Erhebung seiner freilich zurückgesetzten Nation, zum Teil auch Resultat seines ersten frühesten Unterrichts im Gesetze.

Mit Vorliebe für die Einsamkeit und mit Zurückführung aller Laster auf Wollust zugleich einseitiges Urteil über Weiblichkeit.

Dennoch that er einen mächtigen Vorschritt als Psycholog, teils vor dem Buche der Weisheit, teils auch vor Josephus.

Er war gewiss mehr Selbstbeobachter und mehr eigener Psycholog als der schlauere Weltmann Josephus.

Ja in ihm — kann man sagen — war die Selbstbeobachtung sogar am höchsten getrieben, ja bis zur unmittelbaren Selbstanschauung und Anerkennung des Göttlichen übertrieben.

Zugleich erhob er sich zu einem umfassenderen Standpunkte.

Er fasste die ganze Natur zusammen, Pflanzen und Tiere, ebenso die verschiedenen Menschenalter, ja sogar die übersinnliche oder Geisterwelt. Man trifft schon auf eine feine Analyse, besonders der verschiedenen Akte der göttlichen Vernunft, wie er denn überhaupt den reinen Menschen eben dadurch fand, dass er ihn in Gott und dessen erhabenen Eigenschaften las.

Der Mensch lag eben im reinsten Entwurfe in dem göttlichen Verstande.

Daher ahnte er auch ein uns schon vor der Geburt eingepflanztes Schema, eine Form der Anschauung, wobei er das angeborene Individuelle dadurch veredelte, dass er es als ein ursprüngliches, d. i. im Zustande der Präexistenz allen Eingepflanztes betrachtete.

Der Mensch an sich war ihm freilich klein und schwach, aber gross als eine Welt im Kleinen und als Werkzeug und Beschauer der Gottheit, welches letztere er durch Anstrengung werden kann.

Diese höchste psychologische Bildung, die wir unter diesen älteren Juden überhaupt antreffen, verdankte er doch der griechischen alexandrinischen Philosophie.

Oft setzt er ausdrücklich hinzu: wie die Philosophen lehren.

Von Pythagoras ist die Ansicht des Körpers als Grab, von Platon die *ἰδεαί* (Idee), der Urtypus der Welt im göttlichen Verstande und vieles andere.

Dieses Fremdartige verschmolz er nun mit der Amphibolie der hebräischen Sprache.

Philos Psychologie — Ethik.*)

Wenn Philo in seiner Metaphysik seine originelle Denkweise durch die Theorie seines Logos der staunenden Nachwelt enthüllte, so hat er in seiner Psychologie und Ethik seine Kenntnis der griechischen Philosophie zum Ausdrucke gebracht, ohne jene originellen Ideen der hebräischen Philosophie von des Menschen freiem Willen und seiner Gottähnlichkeit zu verleugnen.

Er unterscheidet im menschlichen Sein zwei Grundelemente, das sinnliche oder materielle und das intellektuelle oder das

---

*) Dieser Abschnitt ist grösstenteils dem vortrefflichen Werke »Geschichte der Philosophie des Judentums nach den neuesten Forschungen, dargestellt von Dr. Julius S. Spiegler« (Leipzig, W. Friedrich) entnommen.

geistige. Letzteres kennzeichnet des Menschen Individualität und ersteres die Grundlage seines tierischen Lebens, woraus die Sinne sich entwickeln.

Seine Quelle ist, wie Moses im Pentateuche schreibt, das Blut, und so ist das Herz, das Hauptorgan der Blutcirkulation, der Sitz des physischen Lebens.

Indem aber die Leidenschaften, sowie des Menschen Erfahrungen und Handlungen im physischen Leben wurzeln, so befiehlt Moses seinen Anhängern, dass sie ihr Herz durch Ausübung wohlthätiger Handlungen und Bezähmung wilder Begierden veredeln und durch Stählung des Charakters stärken mögen.

Die intellektuelle Welt ist der Reflex des göttlichen Wesens und davon unzertrennlich.

Die sinnliche Welt ist bloss der Wiederhall der intellektuellen und doch ist auch diese entscheidend für die Wissenschaftlichkeit des Menschen. Ohne diese jedoch blieben unsere Kenntnisse und Wissenschaften gegenstandslos und wir ständen vor geschlossenen Thoren des Geistestempels.

Die Sinne sind der Seelenthätigkeit unentbehrliche Organe, die Hebel der Wissenschaft. Bevor wir zum Studium der Philosophie schreiten, müssen wir mit den empirischen Wissenschaften uns beschäftigen.

Jawohl, es ist nötig, dass der Geist sich durch sinnliche Erfahrungen bereichere, bevor er zu kritischen Betrachtungen seine Zuflucht nimmt, wie der Körper des Säuglings, der erst mit Milch genährt werden muss, ehe er stärkere Kost verträgt.

Der Mensch, der versäumt, sich praktische Erfahrungen anzueignen, geht unter dem Hammer der stürmenden Gedanken zu Grunde, wie Abel infolge der Streiche Kains.

Des Menschen wahres Geistesziel ist die Philosophie, jede andere Wissenschaft dient ihr zu Hilfe und interessiert uns nur insofern, als sie unsere Reflexionen in die rechten Bahnen lenkt.

In diesem Sinne lässt die heilige Schrift Gott zu Abraham sagen: »Ziehe hinweg von deinem Lande, von deiner Familie, von deines Vaters Haus.«

Der Mensch verlasse nämlich seine Neigungen, seine Gefühle und seine Erfahrungen und lebe in seinem Gedankenkreise, nur so erhebt er sich zur Gottheit mit seinen philosophischen Betrachtungen.

Die Sinne sind die Unterthanen unserer Gedanken, oder vielmehr das äussere Gewand unserer Intelligenz, diese jedoch rührt von unserem himmlischen Vater her.

Mit Plato übereinstimmend, schreibt Philo, dass das geistige Leben der Seele aus drei Quellen hervorsprudelt:

Vernunft, Wille und Begierde. Diese beherrschen das Reich seiner Thätigkeit.

Der Mensch, mit freiem Willen ausgestattet, unterliegt nicht dem Zwange des Instinktes seiner Natur. Er ist in seinem Thun und Lassen frei und beherrscht die drei Reiche der Natur. Allein eben der freie Wille, der ihn vor allen anderen Geschöpfen auszeichnet, macht ihn für seine Handlungen verantwortlich.

Es ist das einzige Wesen, bei welchem von Tugend und Laster die Rede sein kann. Gott, der in der sittlichen Welt als das ideale Gute sich offenbaren wollte, hat hierfür die menschliche Seele zu seinem Tempel auserkoren.

Die Einwirkung des Studiums griechischer Litteratur zeigt sich zunächst in den Versuchen, die biblischen Schriften in dem Gewande griechischer Sprache nachzubilden, welche uns in der apokryphischen Schriftstellerei des alten Bundes vorliegen.

Von grösserer Bedeutung aber ward für das alexandrinische Judentum die Berührung mit griechischer Philosophie. Die überwältigende Grösse dieser Gedanken, verbunden mit der vollendeten Kunstform ihrer Darstellung, machte auf die geistigeren Naturen unter den alexandrinischen Juden einen tiefen Eindruck.

Philos Auslegungsweise der heiligen Schrift hat in rabbinischen Kreisen Missfallen verursacht und das mit Recht, da er dadurch in die Tradition der Rabbiner Bresche schoss, aus welcher jeder Zweifler und Apostat den Talmud, das Bollwerk der Rabbinen bestürmen kann, indem er diesem entgegen die Worte der heiligen Schrift nach Belieben allgorisch auslegen und deuten kann.

Hierzu gesellte sich noch der Umstand, dass die ersten Kirchenväter aus seinem Logos ihre Dreifaltigkeitstheorie entwickelten und, seine allegorische Auffassung teilend, die Schriften der Propheten so auslegten, dass sie daraus dem Judentume entgegen ihre Messiasidee und ausserdem viele ihrer Glaubenssätze ableiteten, wodurch sie zur Vorschule des Evangeliums wurden.

Die Rabbiner verleugneten daher Philo, und trotz der Erhabenheit und Grösse seiner Philosophie ignorierten sie ihn und sprachen sich im Talmud ungünstig über die griechische Philosophie aus, deren Studium sie verpönten.

Philo geriet bei seinen Glaubensgenossen in Vergessenheit.

Anderthalb Jahrtausende vergingen, bis endlich der berühmte jüdische Schriftgelehrte und Historiker De Rossi in seinem Werke seiner Erwähnung that und ihn so in die Ehrenhalle der grossen jüdischen Denker einführte.

Nur des grossen Denkers Leben und Wirken und die von

ihm hinterlassenen Werke errichten ihm eine Denksäule im Pantheon der Civilisation.

Wenn daher jemand Jahrtausende nach seinem Leben und Wirken am Horizonte der Wissenschaft, einer Sonne gleich, seine segensreichen Strahlen auf den Boden der allgemeinen Bildung und Aufklärung sendet, braucht es noch hierzu ein Monument, dass sein Andenken verewigt werde? Sein Logos, das ist seines Geistes Werk, lebt ewig im Herzen der dankbaren Menschheit.

Auch Philo ist mit oder ohne Monument unsterblich.

Sein Logos schuf eine neue Ära, deren unverlöschliche Spuren wir noch heute bemerken.

Gross ist sein Name, der grössten einer. Dieser ist sein herrlichstes und kostbarstes Denkmal im Tempel der Wissenschaft und Kultur.*)



Etwas über den Gottesbegriff.

Ungeordnete Gedanken von M. Frey.

Wie viele Menschen giebt es doch, denen das Wort »Gott« eben nur ein Wort ist, ohne dass sie einen Begriff mit demselben verbinden, und wenn sie auch eine Ahnung wohl davon haben, dass in diesem Worte etwas heilig sein sollendes liegt, so ist das Verständnis für dieses Heilige doch unendlich wenig erwacht und der Mensch segnet, schwört und — flucht mit dem Worte »Gott«. — Viele, die da segnen mit dem Worte »Gott«, weil das Aussprechen desselben etwas Althergebrachtes, Angelerntes ist, wissen selbst nicht, warum sie dieses anders, als aus den angegebenen Gründen thun sollten, der Segen ist daher auch ohne Kraft. Ebenso thun solche, die mit diesem Worte einen Fluch ausstossen, oft nichts anderes, als was sie von anderen gelernt, der Mund spricht ein Wort aus, dem der Begriff fehlt. Wie viele giebt es, die vor Gericht schwören, das Wort »Gott« aussprechen, dabei aber nur das Gesetz fürch-

*) Am Schlusse dieses können wir nicht unterlassen, noch einmal auf Dr. J. S. Spieglers hochinteressantes kulturhistorisches Werk »Geschichte der Philosophie des Judentums« aufmerksam zu machen, und empfehlen wir dasselbe unseren Lesern aufs wärmste.

Verzeichnisse der Schriften Philos sind enthalten, sowohl in A. Paulys Real-Encyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, als auch in der Encyklopädie der Künste und Wissenschaften von Ersch und Gruber.

ten, welches den Schwur verlangt, nicht im geringsten aber den Schwur ablegen in dem Bewusstsein dessen, was das Anrufen dieses Wortes bedeutet. — In allen diesen Fällen heisst es wohl im allgemeinen ganz richtig:

Und der Himmel voller Huld
Hört auch das an in Geduld.

Der Himmel straft nicht die Spötter und die Falschschwörer, er lohnt aber auch nicht die Segner — das Wort »Gott« erscheint inhaltlos, ohne Kraft, ohne Bedeutung. Und doch ist dem nicht so. In dem Worte »Gott« liegt allerdings nichts, unendlich viel jedoch, ja das Heiligste in dem richtigen Begriff. Derjenige nun, der den richtigen Begriff erfasst hat, in dessen Seele lebendig geworden ist, was in dem Worte liegt, der wird auch den Namen Gottes nicht unnützlich führen, weil er weiss, dass der Herr den nicht ungestraft lassen wird, der seinen Namen — mit Bewusstsein — missbraucht. Die grosse Menge, die da lästert und höhnt, die nicht den Geist erfasst, der in dem Worte liegt, weiss nicht, was sie thut, und darum vergiebt ihnen auch der Vater. Andererseits entspringt auch dort keine Segensfrucht, wo die Lippen einen Segen aussprechen wollten mittels des hohlen Wortes »Gott«, weil er undurchdrungen ist von jedem geistigen Begriff. —

Was ist denn aber der Begriff dieses Wortes, wo ist Gott? — —

Die Schrift giebt uns deutliche Erklärung für diese Fragen, Jesus z. B. sagt die bekannten Worte: Gott ist ein Geist (Joh. 4, 24). Weiter finden wir Jes. 45, 5 die Stelle: Ich bin der Herr, und sonst keiner mehr; kein Gott ist, ohne ich. — Jes. 45, 6—8 lautet:

6. Auf dass man erfahre, beides von der Sonne Aufgang und der Sonnen Niedergang, dass ausser mir nichts sei. Ich bin der Herr, und keiner mehr;

7. der ich das Licht mache und schaffe die Finsternis, der ich Frieden gebe und schaffe das Übel. Ich bin der Herr, der solches alles thut.

8. Treufelt, ihr Himmel, von oben; und die Wolken regnen die Gerechtigkeit. Die Erde thue sich auf und bringe Heil, und Gerechtigkeit wachse mir zu. Ich, der Herr, schaffe es.

Aus diesen Stellen geht klar hervor, dass unter dem Worte »Gott« der Schöpfer aller Dinge zu verstehen ist, das ist also eine Krafteinheit, aus der alles entsprungen ist, ausser der nichts ist und sein kann. Diese Krafteinheit handelt planvoll, schaffet Licht und Finsternis, giebt Frieden und Übel, ist somit der unbestreitbare Herr alles Daseins. Ausser diesem Herrn ist keiner mehr. In ihm ruhen alle Kräfte, von ihm strömen alle Kräfte aus, durch seinen Willen wirken die Kräfte nach weisheitsvollen Gesetzen.

Wir sehen zwar oft nur die Wirkung der Kräfte, doch weiss der denkende Mensch, dass jedweder Wirkung auch eine Ursache zu Grunde liegen muss. Gehen wir demgemäss von einer sichtbaren Wirkung rückwärts zum Quell der Ursache, so gelangen wir immer schliesslich auf eine wissenschaftlich nicht mehr zu erklärende Kraftursache zurück, deren Erklärung in dem Gottesbegriff allein zu finden ist, wie er von dem Propheten Jesaias als persönlich redender und sich offenbarender Herr und Gott dargestellt wird. —

Wir fassen unter dem Begriffe »Gott« alles das zusammen, was wir als die Ursache des Lebens im allgemeinen anerkennen und speziell als den Schöpfer unseres Ichsbewusstsein im Menschen.

Wir verlegen das, was uns in Naturerscheinungen, Lebensschicksalen und allen möglichen Vorkommnissen unerklärbar vorkommt, gerne in das Walten jener scheinbar unergründbaren Krafteinheit, die sich auf wissenschaftlichem experimentellem Wege nur sehr wenig von ihren Geheimnissen weghaschen lässt, und verfallen dadurch in den Fehler, Gott als unerforschbar und unnahbar anzunehmen. Durch diesen Mangel an Forschungsmut wird eine Furcht im Menschen wach gerufen, die es als Frevel bezeichnen möchte, über das Wesen Gottes nachzudenken, und einen falschen Begriff von der Heiligkeit Gottes entstehen lässt, der mit dem nichts zu thun hat, was in Wahrheit die Heiligkeit Gottes bedeutet. Das Verhältnis von Schöpfer zum Geschöpf wird infolge dieser Furcht auch oft dadurch unrichtig aufgefasst, dass der Gottesbegriff als ein Sammelpunkt des mystisch Dunklen dargestellt wird, sowie des rächenden Prinzips. Der unergründbare und der stets strafende Gott sind naturgemäss wenig sympathisch, während die richtige Erkenntnis ergiebt, dass in Gott weder Dunkelheit noch Rache, sondern nur Licht und Liebe herrscht. — — —

Wenn der Herr zum Jesaias spricht: »auf dass man erfahre, dass ausser mir nichts sei«, so erkennen wir die Wahrheit dessen aus der Betrachtung der Natur, dem Hause der allgewaltigen Gotteskraft. In diesem herrscht ganz entschieden nur ein einheitlicher Wille, welcher das Weltall regiert. Wir können nicht irgendwie erkennen, dass zwei oder mehrere gewaltige Willensäusserungen, die sich bekämpfen und nach Herrschaft streben, sich geltend machen und dadurch den Ausspruch: »ausser mir ist nichts« zu schanden werden lassen. Ältere Völker stellten zwar in ihren Religionen zwei Prinzipe auf, ein schaffendes und ein zerstörendes, sie verehrten unter mannigfachen Namen diese als zwei Gottheiten, wir wissen jedoch schon längst, dass beide Prinzipe sich erklären durch das Gesetz der irdischen Entwicklung. Jede irdische Entwicklung bedingt eine Reife und mit dieser Reife das Absterben der

äusseren materiellen Hülle, es besteht daher auf Grund dieses Gesetzes nur ein einheitlicher Wille.

So weit der Raum erforscht wurde, sehen wir überall die Wirkung der Gotteskraft, nie aber können wir sagen: »Siehe, hier ist Gott und dort ist er nicht!« — Würde an irgend einem Punkte die Wirkung der Gotteskraft aufhören, so würde ganz sicherlich auch sogleich an diesem Orte eine Vernichtung des Bestehenden eintreten. Überall ist sie gleichmässig verteilt, sie muss es sein, weil wir das Universum gewissermassen als ein Produkt der Gedanken Gottes ansehen können, welches lebendig geworden ist dadurch, dass Gott in sich alles notwendige Baumaterial enthält.

Wenn ich mittels der in mir wohnenden geistigen Kraft irgend einem Gedanken nachhänge, so lebt etwas in mir und wartet nur der Gestaltung. Ist mein Wille allein stark genug, diese Gestaltung auch sofort nach dem Plane des ins Dasein getretenen Gedankens auszuführen, das heisst materiell darzustellen, so würde auch die irdisch sichtbare Darstellung meines Gedankens vollzogen sein. Dass letzteres nicht der Fall, liegt in der unbehilflichen Nichtbeherrschung der äusseren materiellen Natur, — trotzdem aber ist, wie jeder bildende Künstler z. B. empfinden muss, in ihm vor dem geistigen Auge alles fix und fertig. Mit dem Zurückziehen der geistigen Kraft würde der Gedanke und damit auch dessen etwaige spätere äussere Gestaltung vernichtet werden.

In Gott ist die Gestaltungskraft mit dem Wollen des Gedankens zu einem Akt verbunden, die im Menschen ebenfalls schaffende, geistige eigene Kraft ist jedoch getrennt von der Ausführungsmöglichkeit, daher nur ein schwaches Abbild der allmächtigen, Welten ins Dasein rufende Urkraft. Letztere kann nicht etwas denken ohne sichtbare Wirkung, hebt sie daher den Gedanken auf, so zerfällt auch sofort die äussere Darstellung. — Wir können ein willkürliches Entstehen und Zerstören nirgends nachweisen, überall sehen wir planvolles, zweckmässiges Wirken im Raum, überall ist Gott, nicht etwa hier mehr als dort, nein gleichmässig wirkend, schaffend alles durchdringend, alles umfassend — Gott ist in Allem und so ist er Alles in Allem. — Wir erkennen sein geistiges Wesen und es fängt in uns an zu tagen, was es heisst, wenn Jesus sagt: Gott ist ein Geist! — — —



Autorität.

Der Berner Philosoph Ludwig Stein veröffentlicht im neuesten Heft von Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft eine sehr gehaltvolle Untersuchung über das Thema Autorität. Von Steins Ausführungen verdient der Abschnitt, der mit den Grenzen der Autorität sich beschäftigt, sowohl wegen des Rückblickes auf die Vergangenheit, als auch wegen der Art, wie die Gegenwart darin beurteilt wird, besondere Beachtung, so dass es sich verlohnt, diesen Gedankengängen zusammenfassend zu folgen. Den Ausgangspunkt Steins bildet dabei die zweifellos richtige Überzeugung, dass die Überspannung des Autoritätsbegriffes ebenso grosse Übel nach sich ziehen kann, wie die völlige Preisgebung aller Autorität: in letzterem Falle geht die Gesellschaft unfehlbar der Auflösung entgegen, im ersteren läuft sie Gefahr, die Persönlichkeit zu ersticken und das Volkstum aus Mangel an Individualitäten zu seelenloser Starrheit herabzudrücken. Die geschichtlichen Beispiele von Ägypten, Byzanz und Spanien, wo die höchsten Autoritäten unumschränkt herrschten und statt der Blüte den Ruin ihrer Völker herbeiführten, reden in dieser Beziehung eine deutliche Sprache. Die ägyptische Despotie endete mit der Vormundschaft des germanisch-protestantischen England, die byzantinische mit der Beugung des Kreuzes unter den Halbmond, die spanische mit Entnervung und Verlust der Kolonien an die Union, die französische Ludwigs XIV. mit der grossen Revolution. Dagegen lässt sich an der Entwicklung der germanischen Völker, die mit der Wahrung des Autoritätsprinzips ein hohes Mass individueller Freiheit zu verbinden wissen, der Beweis erbringen, dass in der germanischen Versöhnung von Autorität und Freiheit die Lösung des Problems liegt. Die Germanen sind nicht, wie die Semiten, von der Autorität erzogen, sondern von der Geschichte erst allmählich zur Autorität erzogen. Erst die Berührung mit Rom lässt den Staatsgedanken in ihnen reifen, nachdem der germanische Individualismus vom römischen Universalismus zunächst besiegt worden ist. Der Urgegensatz zwischen Romanen und Germanen kommt wie auf dem politischen, so auch auf religiösem Gebiete zum schärfsten Ausdruck. Der Katholizismus ist nur die religiöse Formel für romanischen Universalismus, sein Lebensprinzip ist Autorität, und zwar absolute Autorität. Alle Eigenart, jeder Persönlichkeitsdrang wird erstickt durch die das Einzelleben aufsaugende Allmacht der kirchlichen Autorität. Als nach tausendjähriger Erziehung durch römischen Universalismus der alte teutonische Freiheitsdrang ungestüm erwacht und eine besondere ger-

manische Kultur im Herzen der angelsächsichen Rasse und in Deutschland sich ausbildet, da werden die Fesseln des unerträglich gewordenen römischen Universalismus gesprengt: die Reformation ist ein Protest gegen den alles Eigenleben lähmenden kirchlichen Universalismus. Der Kampf wird auf allen Linien aufgenommen; deutsche und niederländische Kunst revoltieren gegen die ausschliesslich kirchliche Autorität Roms, die englische Philosophie bricht das Joch der scholastischen Denkweise, die deutsche Wissenschaft zertrümmert mit Kopernikus, Tycho de Brahe und Kepler das ganze mittelalterliche Weltbild. Dabei geht der mittelalterlich-kirchliche Autoritätsbegriff in die Brüche, ein neuer Autoritätsbegriff wird vom Germanentum konstruiert und die beiden Grenzpfähle desselben heissen: vernünftige Einsicht und öffentliches Wohl. Diesen Autoritätsbegriff hat niemand so scharf umgrenzt und so tief dem Volke eingegraben, wie Friedrich der Grosse. Seiner Absicht nach der erste Diener des Staates, war er nach seiner Wirkung der erste Lehrer seines und des deutschen Volkes. Seit der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht bildet sich die Verantwortlichkeit aller am Wohl und Wehe der Nation immer mehr heraus. Wollen alle an der Freiheit teil haben, so müssen alle ihren Tribut in der Form der allgemeinen Dienstpflicht zollen. Die nationale Armee ist der Typus des modernen Autoritätsbegriffs, Leitung und Disciplin beruhen in ihr auf vernünftiger Einsicht, und ihr Zweck ist kein anderer, als die Aufrechterhaltung der nationalen Wohlfahrt. Das ganze Volk bildet die Grundfläche, der oberste Kriegsherr die Spitze der Pyramide. Die oberste Autorität wurzelt im Volke selbst, das Verfassung und Fürsten respektiert, nicht weil man diesen Respekt von oben herab befiehlt, sondern man bringt ihn von unten hinauf freiwillig entgegen. »Es ist deshalb,« schliesst Stein wörtlich, »nur eine Teilwahrheit, dass wir den Respekt vor Autoritäten einzubüssen im Begriffe stehen. In Wirklichkeit war Europa, dank der allgemeinen Dienstpflicht, niemals besser discipliniert als heute. Nur die patriarchalische Begründung der Autorität hat infolge der technischen und Verkehrsumwälzungen der letzten Jahrzehnte an Wirksamkeit und Gewicht verloren. Hat auch die Autorität von oben herab, die patriarchalisch begriffene, von kirchlichen oder weltlichen Souveränen diktierte, an Intensität abgenommen, so ist dies weder für die Souveräne, noch für das Volk ein Unsegen. Denn nur antiquierte Formen der Autorität überleben sich, während die Autorität bleibt, so lange es eine Kultur giebt....«

(Dresdener Anzeiger.)



Mallona.

Die letzten Zeiten eines untergegangenen Planeten.

Von Leopold Engel.

(Fortsetzung.)

Er findet Upal erwacht und mit dem Jüngling im eifrigen Gespräch; als jener den nähertretenden Muhareb erblickt, springt er auf und eilt auf den Greis zu. Muhareb schliesst den Tieferschütterten in seine Arme und flüstert ihm beruhigende Worte zu.

»Upal, nicht jetzt ist es an der Zeit, Deine Fragen alle zu beantworten, doch soll Dir Antwort werden auf alles, das Dir nötig ist zu wissen. Bringe den Gefährten zurück, es drängt die Zeit. Hast Du diese Aufgabe erfüllt, so führt Dein Luftschiff Dich schnell und bald wieder hierher zu mir. Siehst Du dort den weit ins Meer ragenden hohen Felsenvorsprung? Du siehst ihn von der Höhe des Kraters, in welchen Du Dich senktest, halte auf ihn zu, so fehlst Du nicht die Richtung zu unserer versteckten Bucht. Ich erwarte Dich. — Arvodo lass allein heimkehren. Sei verschwiegen ihm gegenüber, damit Du nichts einstens zu bereuen hast.« —

Upal sieht überrascht auf Muhareb und fragt: »Ist der Feldherr in unserer Nähe?« —

»Er ist es und erwartet Dein Kommen. Fühlst Du Dich stark?« —

»Ich bin es! — O wie viele Fragen drängen sich mir auf die Zunge, doch ich unterdrücke sie, Deinem Befehle gehorche ich!« —

Upal springt vom Lager auf, um seine Kräftigung zu beweisen. Muhareb wendet sich ab mit einem Wink an ihn und den Jüngling. Beide folgen. Die drei begeben sich zu dem harrenden Arvodo.

Derselbe steht dort, wo ihn Muhareb verlassen, und starrt auf das offene Meer. Als er das Geräusch der Schritte hört, wendet er sich rasch um, fasst Muhareb fest ins Auge und nähert sich ihm. Upal und der Jüngling bleiben unwillkürlich zurück, da sie empfinden, dass der Feldherr mit Muhareb allein zu reden wünscht. Im Flüstertone sagt er:

»Es ist für immer Dein Entschluss, dem Throne zu entsagen, Muhareb?« —

»Er ist es!« —

»Mabans Vermächtnis an meinen Vater, der dessen getreuester Vasall gewesen, war die Aufgabe, Dich zu suchen und zurückzuführen. Der König wusste, dass sein Sohn lebt und konnte nicht glauben, dass er sich gänzlich von ihm ab-

gewendet. Auf mich ging nach meines Vaters Tode dieses Vermächtnis über: soll es für immer zu Schanden werden?« —

»Ich gab Dir meine Antwort bereits, sie bleibt bestehen.« —

»So entbindest Du mich des Eides, den ich dem sterbenden Vater gab!« —

»Ohne Kraft ist ein Versprechen, von dem Du nicht wusstest, ob Du es je würdest erfüllen können. Frei, ohne Verpflichtung stehst Du mir gegenüber!« — —

Arvodo blickt Muhareb mit Erstaunen an; unmutig ruft er aus:

»Deine Weigerung tötet in mir die besten Regungen meines Herzens. In Dir lebt nicht Deines Vaters Geist. Ein Höhlenmann sein und bleiben wollen, wenn ein Thron winkt, ich fasse es nicht!« —

»Weil Du nicht fassen kannst, was mich bestimmt, so ist es besser, wir scheiden schnell. Handle nach Deiner Erkenntnis, ich folge der meinen. Unsere Wege sind nicht dieselben.«

Kurz wendet sich Muhareb ab und winkt den beiden Zurückgebliebenen. Eine auf den Weg zum Meeresstrande hinweisende Gebärde des Greises veranlasst Arvodo, denselben zu betreten. Muhareb schreitet voran, Upal und der Jüngling, welche beide Mangafackeln tragen, folgen.

Sie betreten eine andere, weiter als die erstere liegende Schlucht, durch welche sie aus dem Bergesinnern traten, und befinden sich bald zwischen einengenden Felsen. Ein dem früheren ähnlicher Höhlenweg nimmt sie auf und sie gehen lange in gewundener Linie tief in das Innere. Es scheint, dass dieser Gang nur zur Zeit der Ebbe gangbar ist, denn feucht ist der Sand unter ihren Füssen, nass und tropfend die einengenden Felsen. Plötzlich wendet sich Muhareb nach rechts ab, er steigt zwischen Felsen empor. Ein gangbarer, weiter Tunnel führt jetzt bergauf, nicht viel Beschwerde verursacht die Steilheit des mit Geröll bedeckten Bodens. Der Tunnel weitet sich, sie treten in eine weite Felsenhalle. Upal erkennt sofort den Ort, sie sind wieder dort angelangt, wo sie den Gang entdeckten, der zum ausgetrockneten Seebecken führte. Muhareb hatte seine Begleiter auf schnellerem Wege nach dem Kratergrunde zurückgeführt, nahe der Stelle, an der sie das Flugschiff verliessen. Rings umgiebt sie finstere Nacht, die das Licht der Mangafackeln nicht verscheucht. Muhareb schlägt trotzdem sicher die Richtung ein, die zu dem verlassenen Flugschiff führt, er kennt unzweifelhaft in diesem Höhlenlabyrinth jeden Ort. Jetzt blinkt es in der Ferne auf, das Licht der Fackeln spiegelt sich auf metallene Stäbe und Flächen, die Form des Flugschiffes tritt aus dem Dunkel hervor.

Sie stehen davor. —

Arvodo blickt finster auf das Gefährt. Mit anderen Ge-

fühlen. als er es verlassen. sieht er es wieder. und das Verlangen, schnell diesen fürchterlichen unterirdischen Grüften zu entrinnen, macht sich ihm zwingend fühlbar.

Muhareb sieht ernst mit durchdringendem Blick auf den Feldherrn. Arvodo meidet diesen Blick, sind doch seid der letzten hartnäckigen Abweisung. während des Ganges durch die Höhlungen. Gedanken in ihm aufgestiegen, die zwar regellos und unklar noch. jedoch einen Gegensatz zwischen ihm und dem Greise hervorrufen werden, wenn sie Gestalt gewonnen.

»Unsere Wege sind nicht dieselben,« tönt es in ihm nach, — gut, so mögen sich diese schnell trennen und jeder seines Weges gehen.

Upal ist in die Maschine getreten und hat alles geordnet, er entflammt alle die Gondel umgebenden Mangafackeln, lässt das aufwärtstreibende Flugrad sich drehen und meldet dem Feldherrn. dass er bereit zur Abfahrt.

Muhareb. dem Arvodos Gedanken klar geworden, sagt: »Allvater, der Euch hergeführt. schütze Eure Ausfahrt!« —

Arvodo steigt ein. Noch einmal wallt es in ihm auf, als er dem Greis ins Auge blickt.

»Werde ich Dich wiedersehen?« fragt er.

»Allvaters Wille entscheidet, nicht wir. Thue seinen Willen. lass Dich nicht blenden von Usgloms Schätzen, so rettest Du Dein Selbst und wir werden uns wiedersehen.«

Arvodos Antlitz zeigt Unwillen, kurz giebt er Upal den Befehl zum Aufstieg. Schneller dreht sich das Flugrad, die Maschine hebt sich, sie schwebt empor, dem Ausgange des Kraters zu, sicher gelenkt von Upals kundiger Hand. — —

Ohne Unfall gelingt die Fahrt. Die Mündung des Kraters wird passiert. Dämmerung liegt über das Land gebreitet. Upal lässt das Flugschiff hoch in die Lüfte steigen, um unbemerkt nach dem einsamen Orte zu gelangen, von dem sie aufgestiegen; eine Entdeckung desselben wäre jetzt leichter, als in der nächtlichen Finsternis. Schnell gleitet das Flugschiff durch die Lüfte.

Upal redet zu dem in tiefes Sinnen versunkenen Arvodo jetzt folgendes:

»Herr, ist es Euch genehm, so lenke ich den Flugwagen zum Fuss des Berges, auf dessen Höhe ich ihn stets verberge. Ihr erspart dadurch den Abstieg und gelangt schnell in den Ort, wo Euer Diener mit dem Gefährte wartet. Viel Zeit verbrauchten wir in den Höhlen des Wirdu, sie einzubringen, ist Euch vielleicht von Nutzen!« —

Arvodo nickt, ihm ist es offenbar angenehm, den Gefährten zu verlieren und sagt: »Thue so. Ich erwarte Dich sobald als möglich in meinem Palast. Schweige gegen jedermann, gedenke Deines Schwurs!« —

Upal hebt seinen rechten Arm und legt die Hand auf seinen Kopf, ein Zeichen, das die Getreuen geben, um ihre unbedingte Zustimmung auszusprechen. — Mit schärfster Aufmerksamkeit lenkt er nun den Flug der Maschine, bald haben sie die Kratergegend überflogen und nahen sich bewohnteren Gegenden. Tiefe Stille ruht auf diesen, die Bewohner derselben liegen noch im Schlafe. Jetzt dehnen sich weite Wälder unten aus, nur einzelne Bergeshöhen ragen aus diesen empor. Das Luftschiff senkt sich schnell und schwebt bald in geringer Höhe über die Wipfel der Bäume. — Jetzt zeigt sich der schroff aufsteigende Gipfel des Berges, auf dem Upal sein Gefährt verbirgt, zu dessen Füssen die Ebene, welche er bereits vor der Reise gegen Arvodo erwähnte; dieser strebt er zu. Langsam senkt sich das Gefährt, ein leichter Stoss und es steht still auf Wiesengrund, durch den ein schmaler Weg sich in den nahen Wald am Fusse des Berges verliert.

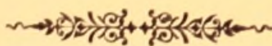
»Herr,« sagt Upal, »dieser Pfad führt Euch sicher zu dem Orte, in dem der Wagenlenker Eurer wartet!« —

Arvodo entsteigt der Gondel, reicht Upal die Hand und sagt: »Bereite alles vor, dass es Dir zu späteren Fahrten an nichts gebricht. Noch weiss ich nicht, wozu ich mich entschliesse, doch will ich, dass jederzeit Du bereit bist, weite Fahrten zu unternehmen. Versorge Dein Lager droben mit allem, was Du brauchst.«

»Herr, ich bedarf dazu einiger Zeit, nicht vorbereitet bin ich dazu!« —

»So säume nicht und melde Dich bei mir erst dann, wenn Du alles wohl vollendet hast.«

Upal wiederholt das Zeichen der Zustimmung. Als Arvodo sich wendet und schnell dem Walde zuschreitet, in dem er bald verschwindet, erhebt sich die Maschine wieder in die Lüfte und schwebt dem Bergungsorte zu. — (Forts. folgt.)



Der Tierschutz als Hauptthebel einer höheren Gesittung.

Von Hermann Stenz.

Alle Tage sind wir davon Zeuge, dass Tiere so behandelt werden, als ob sie die grössten Verbrecher wären. Ein Schriftsteller bemerkt sarkastisch: Den Tieren wurde jedenfalls

darum die Sprache versagt, weil ihr Leid ohnedies unaussprechlich ist, und ihre Anklagen es nur verneinen müssten, dass die Menschen überhaupt ein Herz besitzen!

Millionenfaches tierisches Leid und Elend könnte aus der Welt geschafft werden, wenn dies alles den Menschen nahe ginge. Aber es ist nicht der Fall. Das bessere Beispiel der höheren Gesellschaftskreise sucht man meist vergebens. Diese gehen umgekehrt dem Volke häufig mit schlechtem Beispiele voran, indem sie ihr Vergnügen gerade in mancherlei finden, was die Tiere martert. Auch der gesetzliche Schutz, welchen die Tiere geniessen, ist ganz gering. Das deutsche Strafgesetz wider die Tierquälerei (§ 360, No. 13) schützt eigentlich mehr die Tierquäler als die Tiere, denn auf die allermeisten Tierquälereien passt der Wortlaut nicht, und dann ist obendrein die Strafe lächerlich niedrig. Wohlfahrts-Verordnungen zum Schutze der Tiere (beim Schlachten, beim Fahrbetrieb, bei Grundaushebungen etc.) bestehen nur vereinzelt, und wo sie bestehen, sind sie oft unzureichend. Aber selbst die vorhandenen Schutzbestimmungen werden dann nicht einmal genau innegehalten, und fast niemand kümmert sich darum. Die Tierschutzvereine sind schwach, denn sogar gute Menschen kommen nur selten auf den Gedanken, auch Mitglied eines Tierschutzvereins zu sein. Es mag viele Menschen geben, welche die Tierquälereien missbilligen, doch sie thun nie etwas dagegen, und so bleibt alles beim alten.

Könnten wir die Ursachen der gleichgültigen und rohen Gesinnung ausrotten, dann schwänden die Folgen von selber. Jene Ursachen liegen weit zurück in den Eindrücken der Jugendzeit. Schon dem zarten Kinde schenkt man eine Peitsche, und die Mutter spricht zu ihm: »Haue den Tisch, haue den Hund!« Grösser geworden, spielt das Kind »Pferd« und möglichst natürlich ahmt es das Schlagen und Zügelreissen nach, das es bei den Fuhrleuten täglich sieht. In der Küche schaut es der Mutter zu, wie diese den zappelnden Fisch lebendig schuppt und aufschneidet. Wird auf dem Lande oder in kleinen Städten geschlachtet, so laufen die Kinder in Scharen herbei, wenn das Todesgebrüll der Schweine »ein Schlachtfest« verkündet. Zuerst staunend, dann gierig sehen sie der Metzelei zu, wie ein Schwein, ein Kalb, ein Schaf bei vollem Bewusstsein ohne Betäubungsschlag langsam totgemartert wird, und nicht selten veranlassen die Bewegungen oder Schmerzensäusserungen des Tieres die Kinder zum Gelächter. Täglich erleben diese, dass hässliche Schimpfworte gegen die Tiere gebraucht, und letztere bei jeder geringen Unart gleich grausam gestraft werden. Auch dass die Pferde, welche sich im Dienst des Menschen abplagen, dürr und elend, bis in das höchste Alter ausgeschunden werden, ist ihnen ein gewohnter

Anblick. So nimmt das Kind von jung an den Eindruck in sich auf, dass man mit einem Tiere thun kann, was man will. Und dies ist der Grund, warum später die Erwachsenen gegenüber Tierquälereien und namentlich gegenüber der Vivisektion meist so gleichgültig sind.

Folglich giebt es nur ein einziges Mittel, um den vermeidbaren Leiden der Tiere wenigstens in der Zukunft vorzubeugen: die Weckung und Stärkung des sittlichen Bewusstseins der Kinder durch Einpflanzung einer freundlichen, barmherzigen Gesinnung gegen die Tiere. Auf die Erziehung kommt alles an. Was aber heisst Erziehung? Nichts weiter als Gewöhnung. Letztere kann nun eine solche zur Barmherzigkeit oder Gemütshärte und Mitleidlosigkeit sein. Das ist der Schlüssel zur Bessergestaltung der Zukunft. Wird das Wohlwollen der Grundtrieb der Kindesseele, dann wird das Gutartige dem heranwachsenden Menschen zur zweiten Natur. Ein Herz, das sich selber beglückt fühlt, wenn es Wesen, die unter ihm stehen, beglücken kann; ein solches Herz wird es verabscheuen, Mitgeschöpfe unglücklich zu machen und wird es auch nicht ertragen können, dass sie von anderen unverdient Leid erdulden.

Man hört oft den Einwand, dass es doch ungleich wichtiger und nötiger sei, erst die Menschen zu schützen. Jener Gedanke führt dahin, zum Besten der Tiere überhaupt nichts zu thun und ist oberflächlich und falsch. Einmal leiden die Tiere, ohne sich helfen zu können, unter viel schändlicheren Missbräuchen und Grausamkeiten, als sie je ein Mensch zu erdulden hat. Zweitens erheischt Barmherzigkeit und Hilfe für die Tiere nicht entfernt solche Opfer, wie Schutz und Hilfe für die Menschen; es bedarf oft nur des guten Willens und gar keiner Opfer, um die Lage des anspruchslosen Tieres erträglich zu gestalten oder ihm einen schmerzlosen Tod zu gewähren. Drittens aber ist der Tierschutz kein Gegensatz zum Menschenschutz, sondern dessen sicherste Vorbereitung und Unterlage. Mit dem selbstsüchtigen, ungerechten, lieblosen Menschenmaterial von heute lässt sich keine Sozialreform, keine Menschheitsreform durchführen. In der Welt kann es nur besser werden durch die Guten. Daher muss auf Veredlung der Menschen das Hauptgewicht gelegt werden. Doch gegenwärtig lässt man die bösen Triebe sich entfalten und züchtet förmlich die Menschheitsgeisseln. Da wehklagen viele Eltern über ihre Kinder, die ihnen das Leben verbittern. Die Zeitungen berichten ununterbrochen von Messerstechereien, Morden, Lustmorden. Die Statistiker stellen eine Zunahme des jugendlichen Verbrechertums fest. Überall tritt als Ursache die Gemütsarmut, die Roheit hervor. Und woher stammt diese? Häufig ist es vor Gericht ausgesprochen worden, dass Mörder ihre Verbrecherlaufbahn mit dem Peinigen wehrloser Tiere begonnen

haben. Tierschinderei und Menschenschinderei hängen also nahe zusammen, so dass, wer für eine barmherzige Behandlung der Tiere eintritt, hierin zugleich für eine Beseitigung von Verrohungsursachen der Menschen und dadurch auch für einen sittlichen Fortschritt der Menschheit kämpft.



Sprechsaal.

Geöffnet für Erörterungen jeglicher Art.

Verehrl. Redaktion des »Das Wort« in Dresden!

Im Sprechsaal der No. 6 ist ein Artikel, betitelt: »Die Extravaganz von der Norm«, enthalten. Ich möchte das freundliche Ansuchen stellen, nachfolgende Zeilen wiederum in den Sprechsaal aufzunehmen, damit auch Andersdenkenden und -Lebenden als wie Herr Günzl Rechnung getragen wird.

Hochachtungsvollst

Ihr ergebener

A. Kiefner.

Die Extravaganz von der Norm!

Grösstmöglichste Toleranz jedermann, zumindest aber der nach ewigen, unwandelbaren, weisen und gerechten Gesetzen schaffenden und erhaltenden Gottheit gegenüber, ist ein Grundsatz, den wir Menschen strenge wahren sollen. — Die Ausführungen über obiges Thema in No. 6 dieser Zeitschrift sind gewiss sehr anerkennenswert, bis auf pag. 233—235, wo dieselben persönlich werden und gegen Menschen gerichtet sind, welche anderer Anschauung sind und auf anderen Wegen als der Herr Verfasser dem Ziele »der Veredlung und Vervollkommnung des Menschen« zustreben. Ich erlaube mir deshalb, ohne jedwede persönliche Polemik treiben zu wollen, das einer näheren Betrachtung zu unterziehen, was der Herr Verfasser »Extravaganz der Abstinenten, Vegetarier, Theosophen etc.« nennt.

Als erste Auslassung heisst es in No. 6, pag. 233: Der Einsiedler ist ein überflüssiges Glied der menschlichen Gesellschaft. Wenn dieses der Fall wäre, so gäbe es keinen Einsiedler auf Erden, denn nach weisen Gesetzen muss auch das Leben solcher Menschen geregelt sein, und wenn jemand

Lust hat, Einsiedler zu werden, so mag es dieser ruhig thun. Es ist nicht abzuleugnen, dass durch Einsiedler vielen Menschen Wohlthaten erwiesen werden, körperliche und seelische Schmerzen gelindert worden sind, und deshalb wollen wir diese Menschen nicht als »überflüssig und zwecklos« verdammen. —

Die Abstinentenfrage aber einfach abthun und sagen, dass die Anhänger dieser grossen Reform »extravagante Menschen« wären, das ist zu weit gegangen. Sind die Tausende von Männern und Frauen, welche sich dieser, das wahre Volkswohl und Glück befördernden Bewegung anschliessen, nicht gerade die edelsten und besten mit? Wer aus voller Überzeugung Abstinent ist und diese Ideen verbreitet, ist Wohlthäter der Menschheit, aber kein extravaganter Mensch. Es ist wohl unnötig, hier näher darauf einzugehen, was für Elend, Not, unnötige Arbeit etc. durch den Alkohol entsteht in Tausenden Familien, ja dass ganze Völker dadurch verkommen und zu Grunde gehen. — Dass das wahre Wesen des Vegetarismus von den meisten Menschen nicht erkannt wird und weil es thatsächlich am Anfang, d. h. solange bis die volle Überzeugung der wahren, guten und schönen Grundsätze, welche dem Vegetarismus zu Grunde liegen, erkannt werden, sehr schwer ist, sein körperliches und seelisches Empfinden danach einzurichten und entsprechend zu leben, ist eine alte Erfahrungsthatsache.

Warum aber Tausende von edel und gut denkenden Menschen, welche ihr Gefühl dazu treibt, auch gegen Tiere rein menschlich zu handeln, selbe nicht, nachdem sie uns jahrelang treue Hausgenossen waren, auf rohe Weise abzuschlachten und dann die toten Leichname zu verzehren, als »extravagant« bezeichnen?

Wer strebt denn auf jedwedem Gebiet der Volkserziehung, der Volkswohlfahrt, der Freiheit des Denkens und Handelns, Höheres, Besseres und Schöneres an, als die wahren Vegetarier? Sie haben also nur das Beste auf ihre Fahnen geschrieben, und wenn die Vegetarier ihren Körper nicht mit tierischen Stoffen anfüllen mögen, da sie die Überzeugung haben, dass sie dadurch eine reinere Denkungsart und Handlungsweise faktisch erhalten, welche sie glücklich und zufrieden macht, so haben wir doch kein Recht, diese Menschen zu verurteilen, bloss weil selbe die reine Fruchtdiät jedweder tierischen Nahrung vorziehen. Dass aber Fruchtdiät, resp. Pflanzennahrung in das primitive Naturleben, dagegen Fleischnahrung ins höchste geistige Gebiet erhebt, dazu fehlen die Beweise.

Auch die Hygieniker bekommen ihr Teil ab, warum soll man denn spitze Schuhe und Korsetts tragen, warum sich unter dem Titel »Impfung« Eiterjauche, auch »Serum« genannt, einspritzen lassen? Nur deswegen, weil es heute zur Norm ge-

hört? Unter Rubrik Hygiene gehören Hunderte Sachen, welche alle von der Norm abweichen und gewiss von vielen Tausenden Menschen als »gut« anerkannt werden. —

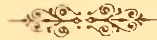
Dass auch die »Theosophie«, resp. deren Vertreter unter die »Extravaganz« gehört, wundert nicht mehr. Menschen, welche nach wahrer Gotteserkenntnis streben, welche mit Bewusstsein in allen ihren Gedanken und Handlungen nur das Wahre, Schöne und Gute zum Ausdruck, zum Leben bringen wollen, sich an keine von der Norm aufgestellten, dogmatischen Lehrsätze halten, sondern sich gestatten, ihr Leben und ihre Anschauung dem eigenen, jedem Menschen innewohnenden göttlichen Gefühl anzupassen, solche sind eben für viele unverständlich und deshalb »extravagant«. —

Es wird keinem vernünftigen Menschen einfallen, sich die Zeiten zurück zu wünschen, wo man im tierähnlichen Zustande im Walde gelebt hat, aber der Ausspruch auf pag. 235: »Los von der Natur« ist meiner Ansicht nach auch zu weit gegangen, denn das ist ein vergebliches Beginnen, weil wir selbst ein Stück dieser Natur sind. Wenn wir auch mit der Gedankenwelt in den höchsten geistigen Sphären weilen, so können wir uns der Natur, solange wir Menschen auf dieser Erde sind, nicht verschliessen oder abtrennen. Ich glaube, wir sollen uns freuen in der Natur, denn auch sie ist ein Werk der Gottheit. — Zum Schlusse meiner Ausführungen möchte ich noch erwähnen, dass der Entwicklung entsprechend, es stets einen Kreis von Menschen giebt, welche von der Norm abweichen und deren hohe und schöne Prinzipien eine neue Zeit, unsere Zukunft vorbereiten helfen. Wenn alle diese Helfer von dem Willen beseelt sind, der Menschheit das Gute, Schöne und Wahre in reinster Form darzubringen, wie es Abstinenten, Vegetarier, Hygieniker und Theosophen thun wollen und sollen, so können wir alle dieses Streben nur mit Freuden begrüssen. Verurteilen oder ziehen wir deshalb nicht ins Lächerliche die erhabenen Ziele von vielen Tausenden nach dem Guten strebender Menschen, halten wir uns lieber nicht für Bessere und Höherstehende, sondern als Lernende, und ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich sage, dass die Norm vieles von den oben angegebenen, als »extravagant« bezeichneten Menschen lernen könnte. Jeder behalte dann das, was ihm am besten zusagt und für ihn in seiner dermaligen Entwicklungsstufe dienlich ist. Mit einem »Heil« allen Mitarbeitern an der Veredlung des Menschengeschlechtes schliesse ich diese kleine Arbeit, mit welcher ich durchaus keine Lanze für die Abstinenten, Vegetarier und Theosophen brechen will, da sich diese guten und edlen Bestrebungen schon allein zum Durchbruch verhelfen werden, sondern nur den Zweck verfolge, dass wir auch das Streben Andersdenkender, Anderslebender, als wie es die gewöhnliche

Norm vorschreibt, beachten und beurteilen sollen, anstatt zu verurteilen und mehr oder weniger unter die Halb- oder Ganzverrückten zu zählen. —

Man nehme das Gute, das Reine, das Wahre überall, wo man es findet, unbeirrt ob es auch Millionen liegen lassen.

A. K.



Der Gesundheitshüter.

Bleivergiftung bei Kindern durch Zinnbecher.

Dr. G. Variot hatte einen $4\frac{1}{2}$ jährigen Knaben in Behandlung, welcher ungewöhnliche Lähmungen aufwies. Da an den Zähnen der charakteristische »Bleisaum« vorhanden war, wurde eine Bleivergiftung festgestellt. Wodurch konnte diese bei dem kleinen Jungen hervorgerufen sein? Der Verdacht richtete sich schliesslich auf einen Zinnbecher, welcher zu den verschiedensten Getränken von dem Knaben ständig gebraucht wurde. Die Untersuchung bestätigte dies, denn das Zinn enthielt gegen 8 Prozent Blei, und die darin aufbewahrte Flüssigkeit zeigte 6 Prozent Blei. Daher kann es nicht zweifelhaft sein, dass auch zum Genuss bestimmte Getränke, wie Limonaden, Milch u. a. eine beträchtliche Menge Blei auflösen. Ausserdem haben Kinder die Gewohnheit, beim Trinken auf den Becherrand zu beissen, wobei leicht kleine Metallpartikelchen verschluckt werden. Also ist es entschieden ratsam, Kinder nicht aus Zinnbecher trinken zu lassen. (Hc.)

Das viele Trinken von Bier im Sommer

macht träge und müde. In der heissen Jahreszeit soll man alkoholische Getränke höchstens abends geniessen, aber nicht am Tage, wenn man nachher noch arbeiten will. Viel Trinken setzt auch ungesundes Fett an, überbürdet das Herz mit Arbeit, disponiert zu Leiden des Herzens, des Gefässsystems und der Nieren. Man soll nur trinken, um das Durstgefühl zu löschen, denn man nimmt in jedem Nahrungsmittel schon eine grosse Menge Flüssigkeit auf. Ein Schluck kalter Kaffee löscht den Durst länger und besser als ein ganzes Glas Wasser oder Bier. Wer trinkt, nicht weil er Durst hat, sondern nur weil es ihm schmeckt, belastet Herz und Nieren mit unnützer Arbeit, was sich früher oder später durch Erkrankung dieser wichtigen Organe rächt. In Bayern, wo besonders viel Bier getrunken wird, sind namentlich Nieren- und Herzkrankheiten zu Hause, wie Prof. Stümpel durch zahlreiche Sektionen bewiesen hat. Wer sich gewöhnt, wenig zu trinken, wird nicht vom vielen Fett in der Hitze geplagt, ist zäher und ausdauernder in ge-

sunden und kranken Tagen, beharrlicher bei der Arbeit und erreicht durchschnittlich ein höheres Alter als die gewohnheitsmässigen Trinker. Einige Kirschen, Erdbeeren oder andere nicht zu süsse, saftige Früchte löschen im Sommer während der Arbeitszeit den Durst am besten. (Hc.)

Einfluss geistiger Thätigkeit auf die Lebensdauer.

Von Dr. P. Grumbach.

Ebenso merkwürdig wie bedeutend ist der Einfluss geistiger Thätigkeit und Arbeit auf die Lebensdauer. Es ist eine allgemeine Erfahrung, dass Gelehrte, Schriftsteller oder geistig bedeutende Menschen im Durchschnitt ein besonders hohes Alter erreichen. Die Ursache dafür liegt wohl teils in der Stärkung des körperlichen Organs des Geistes, nämlich des Gehirns, welches gewissermassen als Centrale des gesamten Nervensystems einen kräftigenden Einfluss auf dieses und dadurch auf den ganzen Organismus zu üben imstande ist, teils in der meist ruhigen, mässigen und von verständigen Grundsätzen geleiteten Lebensweise, welche Gelehrte und geistig hervorragende Menschen zu führen pflegen. Auch die Herrschaft, welche solche vernünftigere Menschen über so manche, dem Leben und der Gesundheit nachteilige Leidenschaften oder sinnliche Triebe ausüben, oder die grössere Vorsicht in Vermeidung gefährlicher Zufälle oder gesundheitschädlicher Einflüsse mag dabei eine Rolle spielen.

Dass Gehirnarbeit ein Mittel zur Lebensverlängerung ist, wird schon durch ein altes Sprichwort ausgedrückt: »Ein Lohn der Philosophie ist langes Leben.« Alibert sagt in seiner »Philosophie der Leidenschaften«: »Nach tausend Erfahrungen, welche man einzeln aufzählen könnte, steht es fest, dass die gewohnheitsmässige Ausübung intellektueller Fähigkeiten für die physische Dauer unserer Organisation von Nutzen ist. So ist es eine konstante Beobachtung der Ärzte, dass man unter den Gelehrten und Schriftstellern unverhältnismässig viele Greise antrifft. Die Verzeichnisse unserer Akademiker dienen zum Beweise. Andererseits können wir uns täglich davon überzeugen, dass Menschen, deren Leben ein rein materielles ist, den Schädlichkeiten der äusseren Natur und allen Zufällen des Todes mehr ausgesetzt sind. Wenn die physischen Hilfsmittel unseres Organismus, um Kraft zu erlangen, nicht unthätig bleiben dürfen, wie sollte man dann nicht der Meinung sein müssen, dass das geordnete Spiel der geistigen Kräfte zur Langlebigkeit beitragen muss?«

In ähnlicher Weise sagt Maine de Biran: »Die regelmässige Ausübung unserer geistigen Fähigkeiten vermindert, indem sie

die Lücken unseres Daseins ausfüllt, die Macht des Todes und lässt den Organismus an der ewigen Jugend der Seele teilnehmen.«

»Wir leben,« sagt ein englischer Schriftsteller, »der festen Überzeugung, dass ein Mangel an geistiger Thätigkeit eine vorzeitige Sterblichkeit im Gefolge hat, und dass Tausende von Menschen mit sechzig Jahren sterben, welche zehn Jahre länger gelebt haben würden, wenn sie ihre geistigen Kräfte besser gepflegt und einen passenden Gebrauch davon gemacht hätten.«

Die Beispiele hochbetagter und berühmt gewordener Gelehrten, Philosophen, Dichter, Schriftsteller, Redner, Staatsmänner, welche zum Beweise obiger Behauptung aus Altertum und Neuzeit angeführt werden können, sind zahllos. Man denke, um beim Altertum zu beginnen, an den Nestor der Ärzte, Hippokrates, oder Philosophen und Mathematiker wie Thales, Pythagoras, Demokrit, den grossen Naturforscher; Diogenes, Epikur, der einer der grössten Geister war, die je gelebt haben; Zeno, den Stifter der berühmten Schule der Stoiker, welcher im hundertsten Lebensjahre durch Selbstmord endete; Sokrates, Plato; oder Geschichtsschreiber wie Plutarch, Xenophon; oder Staatsmänner wie Solon, Cato, der Unbestechliche, welcher mit 86 Jahren in einer ihn persönlich angehenden Sache mit dem Feuer und der Beredsamkeit eines Jünglings plädierte; Cicero, der Staatsmann und Schriftsteller in einer Person; oder Dichter wie Sophokles, welcher noch in seinem hundertsten Lebensjahre den »Ödipus« dichtete; Isokrates, welcher in seinem vierundneunzigsten Jahre seinen herrlichen Panegyrikus auf Gorgias verfasste; Theophrast, der in seinem neunundneunzigsten Jahre das ausgezeichnete Buch »Über den Charakter« schrieb, u. s. w. u. s. w.

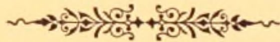
Von allen diesen Genannten und noch vielen anderen wird berichtet, dass sie ein Alter von siebzig bis hundert Jahren und darüber erreicht haben, mit einziger Ausnahme Ciceros, welcher vorzeitig durch Mord endete.

Noch weit zahlreicher und bekannter sind ähnliche Beispiele aus Mittelalter und Neuzeit. Man denke aus der Zeit des Mittelalters an Gelehrte und Philosophen wie Galilei, Newton, Copernikus, Kepler, Leibnitz, oder an Künstler, Schriftsteller und Dichter wie Petrarka, Titian, Michel Angelo, Hans Sachs, Lukas Kranach; aus der Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts an Gelehrte und Schriftsteller wie Franklin, Linné, Reaumur, Gauss, Kant, Hufeland, Humboldt, Ranke, Chevreul, Pettenkofer; an Dichter, wie Voltaire, Gleim, Wieland, Goethe, Viktor Hugo; an Staatsmänner wie Metternich, Thiers, Bismarck, Hohenlohe; an Musiker wie Auber, Cherubini, Meyerbeer, Händel, Haydn, Gluck.

Ein sehr charakteristisches Beispiel für die Langlebigkeit

geistesstarker Menschen bieten auch die Berechnungen, welche man über das Durchschnittsalter der französischen Akademiker als der in der Regel geistig hervorragendsten Männer der Nation angestellt hat. So ergiebt sich aus einer von Chateauneuf aufgestellten Durchschnittsberechnung für 742 Akademiker, welche vor dem Jahre 1839 gestorben waren, ein Durchschnittsalter von 68 Jahren und 10 Monaten. Unter den Akademikern, welche nach diesem Zeitpunkte noch lebten, hatten 50 ein Alter zwischen 60 und 70 Jahren, 17 ein solches zwischen 70 und 80, und 8 ein solches zwischen 80 und 90 Jahren erreicht.

Alle diese Männer des Geistes und noch viele andere, deren Namen hier übergangen sind, erreichten nicht nur ein hohes Alter, sondern lieferten auch noch meist im hohen Alter Beweise eines fortgesetzten geistigen Schaffens oder erhalten gebliebener geistiger Kraft, was alles auf die langjährige Übung und dadurch bewirkte Kräftigung des Organs des Geistes, des Gehirns, bezogen werden muss. Denn das Gehirn wächst, erstarkt und bildet sich durch Gebrauch und Übung zu höheren Leistungen als den gewöhnlichen gerade so aus, wie das Muskelsystem des Handarbeiters, Turners, Athleten. Wenn so viele alte Leute, wie man zu sagen pflegt, »kindisch« werden, so geschieht dies in der Regel nur bei solchen, welche auch schon während ihres Lebens in geistiger Beziehung auf einem mehr oder weniger kindlichen Standpunkte stehen geblieben sind, während man bei wirklich geistesstarken Menschen sehr häufig Gelegenheit finden wird, das Gegenteil zu erfahren.



Rundschau aus allen Gebieten.

Land und Leute.

Die Lage am oberen Nil. Vom oberen Nil kommen Nachrichten, die von neuen geographischen Entdeckungen und anderen bemerkenswerten Erscheinungen berichten. Anfang März machte der Sirdar des Sudan, General Wingate mit Slatin Pascha und einigen höheren englischen Offizieren eine Dampferfahrt von Chartum nach dem oberen Nil, wo auch die belgischen Stationen besucht wurden. Überall fand ein freundlicher Verkehr zwischen den Engländern und den Belgiern statt. Auffallend ist, dass Gondokora (südlich von Lado) als englische Station, und zwar als ein Ugandaposten bezeichnet wird. Auf diese Weise hätten sich also die Engländer mitten in der belgischen Pachtsphäre festgesetzt. Auf der Dampferfahrt haben die Briten zunächst entdeckt, dass wir den Lauf des Nil und seiner Zuflüsse nicht vollständig kennen; alle

Tage wurde neues aufgefunden. Der Fluss Yié, von dem man bisher annahm, dass er zum Becken des Bahr-el-Ghasal gehört, fliesst unmittelbar in den Nil, und zwar bei Shambey. Nahe dabei befindet sich der Ort Kanisa, der den Endpunkt der Dampferfahrten von Chartum nach dem oberen Nil für die grösseren Schiffe bildet. Dort wird noch stark an der Beseitigung des hindernden Sedds gearbeitet. Drei Dampfer und mehrere Hundert gefangene Mahdisten sind dort unausgesetzt beschäftigt, diese Grasbarren zu durchschneiden. Ausserdem erfährt man, dass noch ein Rest von Mahdisten vorhanden ist, der den Engländern viel zu schaffen macht. Vor nicht langer Zeit sind ungefähr hundert gefangene Derwische entflohen; sie haben Waffen und allerhand Geräte mitgenommen und sich mit den unabhängigen Mahdisten vereinigt, die mehrere Hundert Mann stark Darfur besetzt haben. Dort befindet sich jener Arabi Dafalla, dessen Angriff auf die Station Redjaf des Congostaates am 4. Juni 1898 abgeschlagen wurde. Später hatte er sich in Darfur festgesetzt. Überhaupt ist die Sicherheit in jenen Gebieten nicht allzu gross. Zwischen Shambey und Rumbek ist letzthin ein englischer Offizier mit seiner Truppe von Eingeborenen im Bahr-el-Ghasal-Gebiete niedergemacht worden. Am anderen Ufer hat eine englische Expedition nach dem Rudolf-See von 100 Mann 85 und sämtliche Tiere verloren, zumeist durch Überfälle der Eingeborenen. Strafexpeditionen sind dahin abgesandt worden.

Religionsforschung.

Der biblische Hades findet in einer sehr interessanten Studie von Georg Beer, die in den »Theologischen Abhandlungen«, der Festgabe zum 17. Mai 1902 für Heinrich Julius Holtzmann, erschienen ist, eine eingehende Darstellung, in der besonders der Ursprung des Glaubens an den Scheol (Hölle) und seine Entwicklung innerhalb der biblischen Religionsgeschichte berücksichtigt wird. Der Verfasser stellt als ersten Leitsatz auf, dass der Scheolglaube und der Jahwismus sich ursprünglich nichts angehen. Wie der fromme Jude in der Fremde keine Zionslieder zu singen vermag, so kann auch in der Scheol kein Lob auf Jahwe erklingen, weil sie ausser seinem Bereiche liegt. Wenn es für den ersten Blick befremdet, dass die Bibel, die doch öfter von Gottes Schöpferthätigkeit redet, nie die Scheol unter seinen Werken aufzählt, so erklärt sich dies aus der nachwirkenden Thatsache, dass Jahwe eben anfangs keine direkten Beziehungen zur Scheol hatte. Und wenn Jahwe durch Kultur, Geschichte und Prophetie zum Herren der ganzen Welt aufrückte und auch die Scheol in den Kreis seiner Macht und Schöpferthätigkeit gezogen wurde, so blieb sein anfängliches Verhältnis zu ihr unvergessen. Der Scheolglaube selbst ist ein Rest chthonischen Kultes, des

Glaubens an irdische Dämonen, die die älteste Erscheinungsform der semitischen Religion ist. Wie andere Semiten kannten auch die Israeliten heilige Quellen und Wasser, und auch der Kultus der Schlangen, die allenthalben im Altertum als Offenbarungsformen chthonischer Götter gelten, war ihnen nicht fremd. Der fortschreitende Monotheismus hat natürlich die heiligen Brunnen u. s. w. dem Jahwe geweiht oder die heiligen Steine zu Gedenksteinen umgedeutet, aber die Masse des Volkes erblickte ursprünglich in heiligen Quellen, Bäumen, Steinen und dergleichen wirkliche Wohnsitze von Geistern. Auf dem heiligen Stein, über dem der salomonische Brandopferaltar stand, ist eine Rinne festgestellt, durch die das Opferblut in eine unterirdische Höhle abfloss. Der älteste Sinn des blutigen Trankopfers ist aber der einer Spende an die Geister der Unterwelt, denen das Blut, d. h. die Seele gehört, weil sie die Erzeuger des Lebens sind. Hat also in Israel einst Kult irdischer Dämonen bestanden und haben Spuren davon sich bis in die jüngste Zeit der biblischen Religion erhalten, so kann es nicht befremden, wenn sich in der israelitisch-jüdischen Scheolvorstellung Reste verwandten Kultes nachweisen lassen. Nach altisraelitischer und spätjüdischer Vorstellung leben die Toten in der Scheol weiter, und zwar, wie z. B. auch bei den Griechen, in dem Zustande, in dem sie sich beim Abschied von der Oberwelt befanden. Den gleichen Glauben scheinen u. a. auch die Phönizier gehabt zu haben. Alt und lebenssatt zur Grube fahren, gilt als ein harmonischer Abschluss des Daseins und erweckt kein Grauen; bedeutet doch ein solcher Tod die Rückkehr des müden Wanderers aus der Fremde in die Heimat. Im wesentlichen denkt sich der alte Israelit wie der alte Babylonier die Scheol als weites finsteres Land oder als Haus mit Thoren, innersten Räumen, Winkeln und Kammern. Sie bildet den Gegensatz zum Himmel und liegt unter der Erde, noch tiefer als das Meer, so dass sie von dem unteren Weltocean umspült wird. Der übermenschliche Charakter der Toten spiegelt sich in den israelitisch-jüdischen Trauerbräuchen. Der antike Mensch fürchtet die Toten und ihre Nähe, wie er den Anblick der Gottheit als todbringend meidet. Das gesamte Trauerceremoniell lässt sich aus ursprünglichen Abwehrmassregeln gegen die Totengeister erklären. Das laute Geschrei bei der Totenklage soll den Geist verscheuchen; die Trauerkleider, das Bestreuen des Hauptes mit Asche, das Scheren der Haare, die Entstellungen und Verstümmelungen des Körpers bezwecken eine Unkenntlichmachung der Leidtragenden, damit der Verstorbene sie nicht wiedererkennt. Das Zerreissen der Kleider ist eine beschleunigte Entstellung des Trauernden. Durch die Verhüllung des Hauptes oder Bartes soll verhindert werden, dass der Totengeist in den Leib des Trauernden durch Nase oder Mund

fährt; daher auch die noch heute übliche Sitte des Trauerschleiers. Die Totenlampe soll den Geist blenden, und die Trauerzeit ist die Frist in der eine Rückkehr des Toten an die von ihm verlassene Stätte zu befürchten ist. In verstärkter Form werden solche Mittel angewandt bei aussergewöhnlichen Sterbefällen, wie z. B. Morden. Der einstmalige Palliativcharakter der Trauerbräuche hat sich auch noch in der späteren Umbildung erhalten. Die Klagescenen bei modernen jüdischen Begräbnissen sind aus den antiken israelitisch-jüdischen Trauerbräuchen bis in unsere Gegenwart herübergerettete Überbleibsel chthonischen Kultes. In einem dritten Abschnitt führt Beer aus, wie der Jahwismus den Scheolglauben beseitigt hat, und wie allmählich die Gehenna an Stelle der Scheol tritt und zum Strafort aller Menschen, besonders der Heiden, wird, gegen den Israel durch die Tora, Almosengeben und dergleichen, vor allem aber durch die Beschneidung geschützt ist.

Bücherbesprechungen.

Paul Riesen, **Das schlüssellose Noten-System der Zukunft.** Verlag von Riesen & Calebow, Dresden. — Preis M. —,90.

Mit Recht trägt diese Broschüre auf ihrer Titelseite die Schlagworte: »Revolte oder Reform!« Jeder Musikverständige weiss von vornherein, was ein neues Noten-System bedeutet; ein jeder versteht darunter den vollständigen Umsturz des alten Systems. Auch der Herausgeber dieses Buches war sich darüber klar, und genau voraussehend, welche unüberwindlichen Schwierigkeiten allen derartigen Neuerungen erwachsen müssen, benutzte er mit wahrhaft genialem Scharfblick das alte System. Eine kleine, durch ihre Einfachheit geradezu verblüffende Änderung genügte vollständig, um dem bisher so komplizierten System eine krystallklare Einfachheit und Gleichmässigkeit zu geben.

Es ist entschieden zu wünschen, dass besonders die Herren Lehrer, sowie die Eltern musikalisch veranlagter Kinder diesem Buche ihre volle Aufmerksamkeit widmen und darauf hinwirken, dass diese grossartige Vereinfachung vor allem in den Schulen offiziell eingeführt wird. In unserer Zeit der geistigen Belastung begrüsst es jeder Vernünftige mit Freuden, wenn unnötiger Ballast über Bord geworfen wird.

Fügen wir noch hinzu, dass die erste Auflage dieses Buches innerhalb weniger Wochen vergriffen war, so können wir mit Recht behaupten, dass dies wirklich Epoche machende Buch binnen kurzem in jedem musikalischen Hause, im Salon der Modedame sowohl wie in der Dachkammer des Musikanten, als ein eifrig gelesenes und notwendiges Requisit anzutreffen sein wird.

Druckfehler-Berichtigung.

Seite 230, Zeile 20 lies Alalus statt Malus.

Herausgeber: Leopold Engel. Redakteur: Sigmund Miller, Dresden-Striesen, Augsburgerstrasse 77, II.
Druck von Carl Otto in Meerane i. S.